## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

# Der Verfluchte.

# Der Verfluchte.

Roman

von dem Abbé *****

Deutsch von A. Diezmann.



Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von E. F. Steinacker.
1863.

## Vorrede.

Dies Buch ist ein Kunstwerk, nicht Polemik, nicht Geschichte, wie das der Titel deutlich sagt.

Wie konnte sich aber ein Geistlicher entschließen, einen Roman zu schreiben?

Die Antwort ist sehr einfach.

Der Roman ist diejenige literarische Form, welche dem Geist unserer Zeit am besten zusagt. Der Verfasser wählte also diesen Rahmen, wie Plato den des Dialogs, und Pascal jenen der Briefe. Auch der Bischof Camus schrieb Romane. Er war der Alexander Dumas seines Jahrhunderts und verlor darum, in den Augen seiner Zeitgenossen, nichts von der Verehrung, die einem tadellosen Leben gebührt. Fenelon hat uns einen prächtigen Roman hinterlassen. Wer erinnerte sich nicht mit Freuden an Calypso und die Nymphen ihrer Insel? Ein ziemlich verdienstlicher Roman erschien auch kürzlich, dessen Verfasser ein Cardinal der römischen Kirche ist, Wiseman.

Der Geistliche, welcher den Verfluchten schrieb, folgte dem Beispiele Wisemans, Fenelons und des Bischofs Camus.

Der Gegenstand betrifft eine brennende Frage und — man schreibt, um gelesen zu werden. Der Verfasser hegt aber die Ueberzeugung, daß sich in jeder Zeile, die er schrieb, eine tiefe Verehrung für Alles das ausspricht, was Verehrung verdient, wie er auf der andern Seite, im Interesse der Religion selbst, gegen das schmachvolle Wesen unbarmherzig gewesen ist, das sie gefährdet und befleckt. Die Schuld liegt offenbar an denen, die sündigen, nicht an dem, welcher den Muth hat, den Schleier hinwegzuziehen.

Eine fanatische Camarilla wird das Buch verabscheuen, die Unparteiischen dagegen werden sicherlich muthig eingestehen, daß es einer heiligen Sache, die durch andere Federn so sehr gefährdet wird, vielmehr förderlich als nachtheilig ist.

Paris, 20. November 1862.

# Inhalt.

Erstes Buch.

## Der junge Priester.



Zweites Buch.

## Die ersten Wunden.

Drittes Buch.

## Ein Pfarrhaus im Gebirge.

# Erstes Buch.

# Der junge Priester.

1.

# Die Kapelle der Inquisition.

Aus einem alten Hause, das ein Parlamentsrath im 16. Jahrhunderte in der Taur-Straße in T. gebaut hatte, traten drei weibliche Gestalten. Es war früh am Morgen; die große Uhr des Capitols verkündete die achte Stunde. In der Provinz steht man zeitig auf. Alle drei gingen zu einer für fromme Frauen sehr wichtigen Unterredung. Die Aelteste, Frau von La Clavière, hing am Arme ihrer jungen Nichte, Louise Julio. Hinter ihr folgte eine Kammerfrau, Madelette, eine sehr fromme alte Jungfer, welche in ihrem achtundfünfzigsten Jahre, unter einer gebrechlichen Hülle, die ganze Kraft und Energie des Volks der Pyrenäen bewahrt hatte.

Sie schritten in der Taur-Straße hin nach dem Capitolplatze zu und alle schwiegen, denn jede bedachte ihre Sünden bei sich. Die alte Dame war wie gewöhnlich ungeduldig und zerstreut, auch nicht stark genug gewesen, einer Versuchung zur Völlerei zu widerstehen, die sie zierlich mit dem Namen eines sinnlichen Genusses bezeichnete, wie sie sich einige übele Nachreden über Andere hatte entschlüpfen lassen. Im siebenzigsten Jahre, wenn man sehr eingezogen mit einer jungen Nichte lebt und

nur ein paar alte Männer sieht, welche sich jeden Abend zu einem Kartenspielchen einfinden, begeht man keine großen Sünden. Gleichwohl war Frau von La Clavière voll Unruhe und Besorgniß. Sie ging langsam und wankte fast. Louise hörte sie sogar leise die Worte murmeln: „mein Gott! Was soll ich thun?“

Das Mädchen strahlte im vollen Glanze ihrer zwanzig Frühlinge und war eines der edeln Musterbilder, wie man sie bisweilen unter den Frauen des Südens findet. Sie vereinigen in gleich vollkommenem Grade die Regelmäßigkeit der Züge, als ob die Linien von einem Künstler gezogen worden wären, mit jener wunderbaren Anmuth, die mit Recht für noch schöner gilt als die Schönheit. Louise war groß wie ihre Tante, die früher in der Gesellschaft Aufsehen erregt hatte, schien sie aber um den ganzen Kopf zu überragen, den sie, ohne den kleinsten Gedanken von Stolz, hoch trug, während die arme Alte, wie unter einer Last von Gewissenspein zusammengesunken, sich fest auf sie stützte, um nicht zu fallen, bevor sie vor dem guten Pater ankam, der ihr diesmal furchtbar erschien.

Louise fand auch bei der Prüfung ihres Gewissens gar manche kleine Mädchenschwächen. Sie liebte zwar ihre Tante sehr, aber die Ungeduld und Reizbarkeit der alten Frau hatten auch die Nichte ungeduldig gemacht. Sie war nicht eitel, aber ihr Spiegel hatte ihr doch, wie immer seit mehr als zehn Jahren, zugeflüstert, daß sie schön sei und die Evastochter hatte diesmal darauf gehört. Sie hatte auch, zwar nur wenig, aber doch ein wenig, über den alten Tournichon gespottet, einen Freund ihrer Tante, der in T. für einen der eifrigsten geheimen

Agenten der Jesuiten galt. Das reizende Mädchen hatte endlich auch, in jenen Augenblicken unbestimmten Sehnens, in welchen das lebensfrische Herz nach einem idealen Glücke strebt, die Gedanken auf ein flüchtiges Bild gerichtet, — eine Erinnerung ohne Zweifel an einen jungen Mann, der sie Sonntags, als sie sich zur Kirche begab, auffallend lorgnettirte. Das war alles. Sie hatte weder bösen Leumund gemacht, noch sich der Völlerei ergeben, denn diese beiden Sünden kennen jugendliche schöne Naturen nicht. Sie hatte sich auch gegen Madelette nichts vorzuwerfen, die sie zwar für sehr dumm hielt, aber eben so achtete wie ihre Tante. Der gute Pater schalt sie also sicherlich nicht. Ach, ihr Frauen, die ihr nicht mehr zwanzig Jahre alt seid, ihr ahnt nicht wie frei und stolz man mit so kleiner Sündenzahl vor dem geheimen Richter erscheint!

Madelette ihrer Seits wußte gar nicht was Sünde sei. Die arme Unwissende, die eines Tages ihre Berge verlassen und keine anderen lebenden Wesen gekannt hatte als die Schafe, die sie gehütet, hatte nur den einen Gedanken: in allen Sachen den Willen ihrer Gebieterin zu thun. Wenn der Pater, welcher der Gewissensrath der Frau von La Clavière und Louisens war, ihr durch seine Fragen einige bejahende Antworten über ihre Zerstreutheit in der Kirche und bei dem Gebet entlockt hatte, empfing er nur Verneinungen über alle anderen Schwächen der menschlichen Natur. So war die Beichte Madelettes ganz stereotyp geworden und sie würde gefürchtet haben, nicht in das Paradies zu kommen, wenn sie etwas daran geändert hätte. Bei so einförmigem Leben mußte die wöchentliche Selbstanklage ebenfalls einförmig sein. Ma=

delette besaß aber die seltsame Gabe, sich genau alles dessen zu erinnern, was sie gehört. Hatte sie in der kleinen Welt, in der sie stumm sein mußte, ihr Gedächtniß besonders ausgebildet? War es der Instinct des Thieres, das alles genau ansieht und selbst das kleinste Bild behält, weil es nicht denkt? Ich weiß es nicht, aber man konnte Madelotte über alles Mögliche in dem Hause der Frau von La Clavière fragen und sie erinnerte sich. Da nun ihr Beichtvater für sie ein Gott auf Erden war, so kam ihr niemals ein Gedanke, daß in dem frommen Klatsch des Dienstboten, zu welchem der Beichtvater sie bisweilen veranlaßte, etwas Anderes liegen könne als der reine Wunsch, zur größeren Ehre Gottes beizutragen.

Die Drei gingen also still dahin. Etwa in der Mitte der Straße steht links ein großes Gebäude mit einfacher schmuckloser Façade, wie die moderne Kunst dergleichen für Fabriken und Casernen aufführt. Louise sah lange nach dieser Seite hin und ihr reines, wenn auch etwas erregtes Auge schien hinter diesen hohen Mauern ein geliebtes Wesen zu suchen, dessen Gesicht sie gern erblickt hätte. In ihrem Alter verrathen die Augen noch das Herz.

Sie gelangten bald auf den Capitolplatz, und die Augen der beiden Damen fanden eine Ableitung ihrer Gedanken auf dem Obstmarkte in dem Anblicke vor der schönen Façade des Capitols der duftigen Erzeugnisse der südlichen Sonne, die sich auch nicht verläugnet, wenn sie etwas von ihrer Glut in das Blut der Menschen, wenigstens für einige Jahre des Daseins, mischt.

Sie folgten sodann einer langen, ziemlich breiten, aber krummen Straße, welche Eine der Hauptadern der alten

Hauptstadt des Südens ist, und als sie sich bald darauf zur Rechten gewendet hatten, betraten sie die Inquisitionsstraße, die ihren Namen von dem Hause der Väter der Gesellschaft Jesu hat.

Dieses Haus ist klein und niedrig, schreibt sich aber gewiß aus der Zeit der Einführung jenes blutigen Gerichts in T. her. Neben dem Eingange sieht man noch eine schwer zu lesende gothische Inschrift, aus welcher man auf die Zeit der Erbauung schließen kann.

Fast gerade gegenüber, auf der Straße, befindet sich eine Nische mit einer schwarzen Madonna in seidenen Gewändern, mit einer Krone von vergoldetem Kupfer auf dem Kopfe und dem ebenfalls so bekleideten und gekrönten Jesuskinde auf den Armen. Tag und Nacht brennt eine Lampe vor diesem alten Bilde, das ein Gegenstand hoher Verehrung für die Einwohner ist. Der poetische Geist des Mittelalters stellte wohl absichtlich dieses Bild der Liebe und des Erbarmens grade vor jenes furchtbare Haus, in welchem die schrecklichen Folter- und Todesurtheile gefällt wurden.

Frau von La Clavière bekreuzigte sich und blickte das Bild an, als werde sie zum Scheiterhaufen geführt und flehe um Befreiung. Louise sah nichts als die großen Blumensträuße, welche schon so früh hinter das Gitter der Madonna gelegt worden waren und Madelotte murmelte ein Ave.

Alle Drei traten nun in das Innere des Klosters durch einen schmalen Gang, an dessen Ende sich die Thür zur Kapelle befindet. Es giebt in dieser kleinen Kirche der Jesuiten nichts Bemerkenswerthes als eine Reihe dunkeler Vertiefungen an den untern Seiten des

Schiffes, deren jede einen großen Beichtstuhl enthält. Der Geist des Ordens giebt sich schon in dieser äußern Anordnung zu erkennen. Alles ist hier Geheimniß. Keine Aufschrift, wie sonst üblich, mit dem Namen Dessen, der auf dem Richterstuhle da sitzt. Nur eine einfache Zahl zeigt sich oben an den Eichenholzstühlen, welche den gewaltigen Verkehr dieser gewandten Priester mit der weiblichen Welt vermitteln, denn die Männer empfangen sie in ihren Zellen.

Nachdem die Beichtgängerinnen sich mit Weihwasser versehen und andächtig bekreuzigt hatten, wendeten sie sich nach No. 8 am Ende der rechten Seite der Kirche und verschwanden da im tiefen Schatten. Bald kam ein Geistlicher, ein noch rüstiger Greis mit hagerm blassem Gesicht, von dem Altar herab, ging von da durch eine Seitenthür und begab sich, mit dem weitärmeligen Chorrock bekleidet, in seinen Beichtstuhl. Einige fromme Frauen knieten und beteten weiter oben im Schiff. Zwei andere Geistliche saßen ebenfalls in ihrem Stuhle und hörten Beichte. Es herrschte tiefe Stille, die von Außen her nichts störte, und gelegentlich das Rauschen der seidenen Kleider der Damen kaum etwas unterbrach, die zu den Füßen ihrer Beichtväter niederknieten.

Die alte Dame, die sichtbar bewegt war und deren Wangen hohe Röthe bedeckte, als habe sie das schmerzliche Bekenntniß eines Herzensvergehns zu bekennen, trat zuerst ein, während sie einen dunkelfarbigen Vorhang aufhob, der hinter ihr wieder niederfiel. Man hörte nun in dem geheimnißvollen Stuhle nichts als das unverständliche Flüstern zweier Stimmen, die in solchem Ge=

spräch vollkommen geübt waren und einander in langsamer Eintönigkeit antworteten.

Nachdem der Pater die lateinische Formel des Segens gesprochen hatte, unter welchem die alte Dame sich tief neigte, als wollte sie aus dieser Handlung der Demuth einigen Muth schöpfen, sprach sie beichtend mit ziemlich ruhiger Stimme die kleinen Sünden aus, die wir aus ihrer Selbstprüfung schon kennen. Dann schlug sie sich auf die Brust und setzte hinzu:

„Ich erinnere mich an nichts weiter.“

So wartete sie und der Priester fragte:

„Liebe Tochter, haben Sie reiflich über das nachgedacht, was ich Ihnen vor acht Tagen sagte?“

„Ja, Herr Pater.“

„Und zu welchem Entschlusse sind Sie gekommen?“

„Ich habe Ihnen unbedingten Gehorsam versprochen.“

„Allerdings, meine Tochter, aber Sie wissen, daß wir bei so ernsten Entschlüssen, nach unsrer Pflicht, an die heiligen Verpflichtungen zum Gehorsam nicht erinnern dürfen, damit der gläubigen Seele die edle Freiwilligkeit des Opfers bleibe. Das Ihrige ist in der That nicht schwer. Sie denken so häufig an unsern flüchtigen Aufenthalt in diesem Jammerthale und an die nahe Wahrscheinlichkeit eines seligen Endes, das Sie aus den Unvollkommenheiten des armen Lebens hinwegnimmt, daß es mir nicht schwer wird Ihnen zu sagen: Sie werden sehr bald, ob Sie wollen oder nicht, jenem Vermögen entsagen müssen, an dem auch, wie ich recht wohl weiß, Ihr Herz nicht hängt. Machen Sie also sobald als möglich einen frommen Gebrauch davon; lassen Sie, ehe Sie aus dieser Welt scheiden, ein unvergängliches An=

denken an Ihre Freigebigkeit und Frömmigkeit zurück. Die Kirche wird Sie segnen, meine Tochter, und unser heiliges Haus für seine edle Wohlthäterin ewige Gebete halten."

Der Pater hielt inne, als warte er auf einige Worte seiner Beichttochter; sie aber schwieg und nur ein lang zurückgehaltener Seufzer verrieth ihre Seelenqual. Der Geistliche fuhr fort:

„Sie hören noch auf das Fleisch und das Blut, meine Tochter. Hüten Sie sich vor der gefährlichen Einflüsterung des Bösen!"

„Ich begehre nichts für mich, hochwürdiger Pater und Gott ist mein Zeuge, daß ich sofort gern alles hergäbe. Aber Eins beunruhigt mich schwer: Louise und ihr Bruder sind doppelt meine Erben, da ich selbst eine Julio und die Schwester ihres Vaters bin. Kann ich mit gutem Gewissen den Kindern mein Vermögen und das ihres Oheims entziehen?"

„Das Vermögen des Herrn Julio, das, wie ich Ihnen schon gesagt habe und aus sicherer Quelle weiß, durch fünfzigjährigen geheimen Wuchergewinn erworben worden ist?"

„Er galt doch für einen Ehrenmann."

„Was hilfts, wenn er wegen der in ungerechter Weise erworbenen Güter im Fegefeuer brennen muß? Ich wiederhole Ihnen, Sie haben nur dies einzige Mittel, seiner Seele Frieden in der andern Welt zu schaffen und Ihre eigne Seele zu retten. Es ist eine Gewissenspflicht, übelerworbene Güter zurückzugeben und wenn die Personen nicht ausfindig zu machen sind, welche durch Wucher verletzt wurden, so erfüllen, wie die Theologie uns lehrt, fromme

Schenkungen den Zweck ebenfalls. Sie sind glücklich zu preisen, daß Ihnen dies Mittel noch geblieben ist".

„Die armen Kinder!"

„So spricht falsches Mitleid und wahrhaftig, wenn ich Sie nicht kennte, würde ich meinen, es fehle Ihnen der Glaube. Kann es größeres Mißtrauen gegen Gott geben? Wer sagt Ihnen denn, ob nicht Louise den Beruf für das Kloster fühlt? Ich bin ihr Beichtvater und kann Ihnen also Manches nicht sagen. Ihr Neffe Julio aber wird nach einigen Tagen schon Priester sein. Hätte er auf unsere Väter gehört als er unsre Schule verließ, so gehörte er uns jetzt an. Er wird es eines Tages bereuen. Er hat Talent und eine schöne Zukunft stand vor ihm. Nun, auch in der weltlichen Geistlichkeit wird er ein Amt finden, so daß er ein Vermögen von einer halben Million Francs nicht bedarf. Ja mehr, es würde ihn zu einem schlechten Geistlichen machen. Glauben Sie, meine Tochter, Gott weiß es besser als Sie, was zum Heile Ihres Neffen und Ihrer Nichte dient."

„Aber, Herr Pater . . ."

„Wenn Sie sich länger weigern, werden Sie Gott mißfällig, gefährden das Seelenheil Ihres Gatten und widersetzen sich der Gnade, die von Ihnen ein Opfer verlangt."

„Ich weigere mich nicht mehr."

„Das erwartete ich, meine Tochter. Gott liebt die Herzen, die mit Freuden geben. Wenn Sie mich ermächtigen, werde ich dem braven Herren Tournichon den Entwurf eines Testaments übergeben, das Sie recht deutlich abschreiben mögen; da die Welt so schlecht ist und das Testament, auf Anstiften unserer Feinde, angefochten

werden könnte, so setzen Sie Herren Tournichon zu Ihrem Erben ein. In das Testament setzen wir auch die Bestimmung, daß er an Louise und den Abbé eine gewisse Rente zu zahlen habe. Unsere Gesellschaft wird übrigens die Kinder gern unter ihren Schutz nehmen. Sie war nie undankbar gegen ihre Freunde."

„Ich füge mich in Alles."

„So empfangen Sie meinen Segen und gehen Sie in Frieden!"

Der Vorhang hob sich wiederum und die arme alte Frau kehrte mehr todt als lebendig zu ihrem Stuhle zurück. Sie sank auf denselben und bedeckte ihr Gesicht.

Louise Julio folgte der Tante in den Beichtstuhl

## 2.

## Ein zweifelhafter Beruf.

Sie beichtete ihre kleinen Sünden, weil es nun einmal geschehen mußte. So lange die Jugend das Bewußtsein der Unschuld hat, ist sie nichts weniger als demüthig. Sie ist vielmehr stolz, selbst auf die Tugend. Die Reue wird ihr sehr schwer. Sie klagt sich der Vergehen von gestern mit der Ueberzeugung an, daß am nächsten Tage die liebe Natur doch wieder die Oberhand behalten und daß man von neuem sündigen wird. Gleichwohl muß man den liebenswürdigen Stolzen die Absolution ertheilen, wenn sie in einem Tone, welcher Tiger erweichen könnte, „Herr Pater!" sagen.

Louise beichtete also gewissenhaft ihre Sünden der

letzten Woche; sie waren sehr leichte, gleichwohl aber runzelte der Pater zweimal die Stirn.

„Bei einer andern," sagte er im sanftesten Tone, „wäre das, was Sie mir gestehen, liebes Kind, sehr unbedeutend. Gott sieht darin nur jene Schwäche, welcher selbst die schönsten Seelen unterliegen. Mich beunruhigt es oftmals. Sehr oft höre ich von solchen Gesprächen mit dem Spiegel und von Erinnerungen, die Sie weit ab vom Wege der Tugend bringen können. Wann werden Sie, liebes Kind, Ihr Herz über vergängliche Neigungen erheben, die Ihrer nicht würdig sind? Wann wird meine Taube sich aufschwingen, um ewig Abschied von dieser unreinen Welt zu nehmen, in der ich keine Stelle sehe, die werth ist, daß ihr Fuß sie berühre? Wann werden Sie zu mir sagen: ich schwanke nicht mehr; ich gehöre Gott ewig an?"

„Sie haben mir Zeit gelassen zur Ueberlegung, ehrwürdiger Pater."

„Allerdings, auch erinnere ich Sie nur daran. Oeffnen Sie mir Ihr Herz ganz, mein Kind; lassen Sie mich in Ihren geheimsten Gedanken lesen. Da ich im Namen Gottes endgültig über Ihre Zukunft entscheiden soll, so muß ich Ihr Herz genau kennen. Theilen Sie mir alles mit, was in letzter Woche in Ihnen vorgegangen ist."

„Ich bin über die Ungewißheit noch immer nicht hinweggekommen. In manchen Augenblicken scheint es mir, als rufe Gott mich zu sich, als fände ich mein Glück unter den guten Damen vom heiligen Herzen, bei denen ich meine Kindheit verbracht habe."

„Meine Tochter, das sind die schönen Augenblicke,

in denen der himmlische Bräutigam zu dem Herzen seiner keuschen Braut spricht."

„Aber bald folgen diesen Gefühlen ganz andere. Es kommt mir vor, als wäre die Welt, so wenig ich auch von ihr kenne, doch nicht so, wie die Gebetbücher, die Predigten und selbst Ihre Worte — verzeihen Sie mir — sie immer schildern. Sie erscheint mir wie ein Geheimniß, das ich noch nicht kenne, wie ein Räthsel, das ich nicht begreife, das mir aber gelöst werden würde. Ich glaube dann, die Regungen meines Herzens, die mir selbst unklar sind, könnten ihre Befriedigung finden. Ich drücke mich gewiß sehr schlecht aus, Herr Pater, aber Sie haben mir befohlen, daß ich rede."

„Ich verstehe sehr wohl, mein Kind, Ihr Schwanken und Sehnen, das Sie noch zu den Freuden dieser Welt hinzieht. Die Heiligsten haben Aehnliches empfunden zwischen Gott und der Natur, die vor dem Opfer zurückweicht. Erschrecken Sie nicht über solche Kämpfe; ich habe sie vorausgesehen und hätte sie Ihnen vielleicht voraussagen sollen. Das ist die Prüfung, mein Kind, und sie bringt große Schmerzen."

„Ach nein; ich empfinde nichts Schmerzliches dabei, ich muß sogar gestehen, daß es einen unendlichen Reiz für mich hat, mich in Gedanken in einer mir unbekannten Welt zu bewegen. Ueber viele Dinge wage ich zwar nicht, meine Tante zu fragen, aber wenn ich mir die große Frage vorlege, ob ich in das Kloster gehen soll oder nicht, zeigt sich mir das Familienleben mit einem Reiz, daß ich den halben Willen ganz vergesse, der mich zu dem Kloster zog. Ich liebe die Kinder; sie sind ja so reizende Geschöpfe Gottes. Seit einiger Zeit beson=

ders sehe ich keine Mutter mit ihren lieben Kleinen auf dem Arme, ohne daß es laut in mir spricht: Du könntest die süßen Mutterfreuden auch haben. Ich sage dies nur hier, hochwürdiger Vater, an anderem Orte und gegen sonst Jemand könnte ich es nicht aussprechen; ich würde zu sehr erröthen. Aber nichts erscheint mir so schön als die Gesetze der Natur. In den letzten Ferien habe ich einiges Naturgeschichtliches in einem Buche gelesen, das ich von dem Tische meines Bruders Julio nahm. Vorher begriff ich nichts von der wunderbaren Thätigkeit der Wesen, die um uns her entstehen und sich vermehren. Das ist herrlich und solche Lectüre hat mich von Gott nicht abgewandt, o nein, ich liebe ihn seitdem noch viel mehr."

„Mein Kind, wenn man jung ist, muß man sehr auf der Hut sein vor solcher Liebe zu der Natur, welche das Herz weich macht."

„Aber wenn ich wirklich keinen Beruf für das Kloster hätte . ."

„Ich sehe, daß das Lesen jenes Buches Ihnen doch schon geschadet hat . . Welche Schuld lud Ihr Bruder auf sich! . Jetzt hören Sie auf meine Worte. Ich werde ein heilsames, beschauliches Leben bei den Damen vom heiligen Herzen empfehlen. Es ist eine große Gunst, da für einige Zeit, aufgenommen zu werden. Nur sehr wenige junge Damen können Zutritt finden. Sie sieht man bereits als ein Kind des heiligen Hauses an. Die acht Tage der Sammlung und des Friedens werden die Wolken wieder zerstreuen, die ein schlechtes Buch um Ihre Seele gezogen hat. Bedenken Sie, mein Kind . ."

Er sprach weiter, aber Louise hörte nicht mehr auf

seine Worte. Sie hatte die Gedanken, die in ihr sich geregt, sehr keusch und züchtig verhüllt und erwartete eine ernste Erklärung aus dem Munde des Geistlichen. Es verletzte sie, daß er ihr auswich, daß er sie wie ein Kind behandelte, beugte sich, um den Segen zu empfangen und ging.

Es kam die Reihe an Madelette.

Der Pater Briffard wusch, wie die Jesuiten in T. unter einander sagen, nur feine Wäsche, d. h. seine Beichttöchter gehörten nicht zur dienenden Classe und er war kurz und trocken gegen jede, die in seinem Beichtstuhle erschien, wenn er nicht ein schwerseidenes Kleid rauschen hörte, was ja gewöhnlich das Zeichen der Aristokratie und des Vermögens ist.

Madelette hatte das Glück gehabt von dem hochwürdigen Pater Briffard als Beichttochter angenommen zu werden und sie war ziemlich stolz darauf. Freilich ahnte sie nicht im Entferntesten, welchen Vortheil der Jesuit davon hatte, daß er sich mit einer alten Jungfer ihrer Art eifrig beschäftigte, die im höchsten Grade geistesschwach, aber schwatzhaft und des Glaubens war, man könne in der Beichte nie genug über sich und seine Nächsten sagen. So sprach sie denn bei ihrer Beichte von ihrer gewöhnlichen Zerstreutheit und Ungeduld, aber auch von vielem Andern, von ihrer Herrin, von Louise, von dem großen Seminar und den Sulpiziern, unter denen dasselbe stand und von der Weihe des Abbé Julio, des Bruders Louisens, welche in kurzem erfolgen sollte und die alte Kammerfrau sehr beschäftigte.

Der Pater erlangte dabei die Bestätigung, daß der Abbé Julio in den letzten Ferien ziemlich rückhaltlos über

die Jesuiten gesprochen, selbst bisweilen gegen seine Schwester über den Pater Briffard gescherzt hatte, den Geriebensten in dieser Gesellschaft kluger Leute. Eines Tages hatte er sogar bei Tische gesagt: „Ich bedauere eine Frau, welche einmal in die Klauen dieses guten Paters fällt.“ Frau von Clavière war roth geworden und hatte das Gespräch abzubrechen versucht. An demselben Tage hatte Louise ein langes Gespräch mit ihrem Bruder gehabt und Madelette wollte gehört haben, wie Julio gesagt habe, sie würden eines Tages erfahren, daß ihre Tante in einem giltigen Testamente ihr ganzes Vermögen den Jesuiten vermacht habe. „Der Abbé ist sonst sehr gut,“ setzte Madelette hinzu.

„Unsere heilige Gesellschaft,“ antwortete der Pater, „hat das glückliche Vorrecht, stets verfolgt zu werden. Wir klagen die Herren Sulpicier nicht an, weil sie ihren Zöglingen Uebels von uns sagen, aber der schlimme Zeitgeist ist selbst in die geistlichen Erziehungsanstalten gedrungen und wer weiß, wie schlimm es später wird. Julio hat seine Studien bei uns gemacht und wir konnten ihn in den Schranken halten, wie weit wird ihn aber jetzt seine Phantasie und sein Stolz führen? Wir sprechen unter uns mit großer Besorgniß von ihm. Bitten Sie Gott in Ihrem Gebete, daß man es nicht einmal zu bereuen haben möge, ihn zum Priesterstande berufen zu haben. Bei uns würde Julio einer unserer ausgezeichnetsten Patres geworden sein; er besitzt die Gabe der Kanzelberedtsamkeit; in dem freien Leben wird er ein schlimmes Ende nehmen. Wir lieben ihn sehr, aber er muß etwas überwacht werden. Da wir bei dem Erzbischof in Ansehen stehen, können wir einigen Einfluß

auf die Zukunft des jungen Mannes haben. Von ihm wäre es undankbar, wenn er uns übel wollte, sehr unklug aber, wenn er nicht wenigstens schweigt. Ich würde es nicht ungern sehn, wenn Sie ihm das mittheilten."

Ehe er Madelette entließ, setzte er hinzu:

„Sie wissen, meine Tochter, besser als ich, daß der alte Julio sein Vermögen zum großen Theil durch Wucher erworben hat. Zwar können wir der guten Frau von La Clavière keine Vorschriften machen, im Vertrauen aber sage ich Ihnen, daß sie besser thun und ihre Seele vor dem Höllenfeuer wahren würde, wenn sie irgend eine Schenkung machte, statt ihr großes Vermögen Fräulein Louise und dem Abbé Julio zu hinterlassen. Habe ich nicht Recht?"

„Sie haben immer Recht, hochwürdiger Pater," sagte Madelette.

Ihr Beichtvater hatte ihr „im Vertrauen" etwas mitgetheilt und diese ganz ungewöhnliche Gunst erfüllte sie mit stolzer Freude. Sie verließ den Beichtstuhl strahlend. Die beiden Damen aber hatten nicht auf sie gewartet.

## 3.

## Eine Umkehr.

An demselben Tage, an welchem Louise so betrübt aus dem Beichtstuhle kam, befand sich der Abbé Julio mit seinen Mitschülern auf einem Spaziergange. Die ganze schwarze Novizenschaar ging langsam am ein=

förmigen Ufer des Canals hin und zwar in mehr oder minder einzelnen zahlreichen Gruppen.

Julio befand sich allein mit August Verdelon, seinem Jugend- und Herzensfreunde. Es war sein letzter Spaziergang als Zögling, denn am nächsten Tage begann seine Vorbereitung zur Priesterweihe.

Verdelon war älter als sein Freund, hatte sich aber noch immer nicht entschließen können, den großen Schritt zu thun, der ihn für immer von der Welt schied. Die beiden Freunde sprachen sich mit der ganzen Offenheit der Jugend gegen einander aus, in welcher das Herz einen so großen Reiz in der Mittheilung findet.

Wenn jemals eine große und edle Natur mit wahrem und unwiderstehlichem Berufe dem Dienste des Altars sich widmete, so war es Julio. Er gestand es selbst, daß es ihn zum Priesterthume treibe. Er hatte sich keine langen Prüfungen aufzulegen nöthig gehabt. Er war zum Geistlichen geboren.

Seit einiger Zeit sprach Julio allein. Sein Freund antwortete kaum. Endlich brach er aber doch dieses schmerzliche Schweigen.

„Du bist glücklich, Julio, du findest Frieden in dem erwählten Berufe; ich — würde ein schlechter Priester werden.“

„Freund, mache dich frei von solchen Scrupeln!“

„Ich kenne mich nur zu gut und habe mich lange genug geprüft, um nicht in dem Entschlusse, den ich fasse, das Rechte zu sehen.“

„Du erschreckst mich!“

„Morgen verlasse ich die Anstalt.“

„Aber, mein Gott, warum hast Du nicht früher

davon gesprochen, mir Dein Herz nicht geöffnet? Vielleicht hätte ich Dir über die tiefe Traurigkeit hinweggeholfen, in die Du jetzt versunken bist. Dir fehlt der Muth, August und das ist weder eines Mannes noch eines Christen würdig."

„Vielleicht hast Du recht, aber — es ist zu spät. Wäre ich aufrichtig gegen Dich gewesen, so hätte ich Dich vielleicht mit meinen Zweifeln angesteckt, während es selbst Deiner Freundschaft nicht gelungen sein würde, die Wunde meines Herzens und Geistes zu heilen. Ich freue mich, daß ich den Muth gehabt habe, in Deine Seele das Gift nicht gegossen zu haben, das in der meinigen brennt. Schwer, sehr schwer ist es mir geworden, allein die lange Angstpein zu tragen. Erinnerst Du Dich der schönen Tage, die wir zusammen in den Ferien in Clavière verbracht haben? Ihr, Deine Schwester und Du, waret stets heiter und bekämpftet mein ernstes Wesen. Weißt Du, daß Deine Schwester die große Maßliebe zerpflückte und mich mit den Blumenblättern, wie mit Schnee warf, „nach dem Beispiele der Alten", sagte sie, „welche die Schlachtopfer bekränzten?" Ich lächelte dazu und trug den Tod in dem Herzen."

„Erlaube mir einen letzten Versuch gegen Dein Herz, lieber Freund. Wenn ich auch jünger bin als Du, glaube ich doch Dein Vertrauen zu verdienen. Binnen acht Tagen bin ich Priester; sieh einen solchen schon jetzt in mir und gedenke, daß ich Dein Freund bin. Oeffne mir Dein Herz und glaube, daß ich von Deinen Mittheilungen nichts zu fürchten habe."

„So höre", begann Verdelon. „Meine Geschichte ist sehr einfach. Du kennst den Enthusiasmus unserer

ersten Jahre und unsere Bewunderung der Jesuiten, unserer Lehrer. Du weißt auch, wie ich die Sulpicier liebe, die bescheidensten tugendhaftesten Geistlichen. So lange die ersten Jugendeindrücke anhielten, war ich ruhig, ja ich versenkte mich mit allem Eifer meines Charakters in das mystische Leben, zu dem man jetzt leider auch diejenigen drängt, die nicht für das Kloster bestimmt sind. Ich sah Großes, Schönes und wahrhaft Würdiges nur in dem Leben der Hingebung, der Demuth, der Aufopferung. Man hatte mir die Welt stets als ein häßliches Ungethüm geschildert, das man fliehen müsse, die Neigungen des Herzens als schuldige Regungen, die man zu unterdrücken habe, um nicht ewig verdammt zu sein, das Weib als die verderbliche Frucht, an die zu denken, die anzublicken und zu berühren Tod sei und den geselligen Verkehr als eine immerwährende Gefahr für die Seele und als eine Klippe, an der die Tugend scheitere. Ich hatte diese Vorstellungen angenommen, ja geliebt; sie waren meine Ueberzeugung geworden und da meine Natur nichts halb thut, so steigerte sich das alles in mir bis zum Fanatismus.

„Bei diesen meinen Kindes-Illusionen, wie ich sie jetzt nenne, stand ich noch, als ich zu Ende des zweiten Jahres meiner Studien die Ferien bei einem Oheime in einem reizenden Landhause zu Saint Gauds verbrachte. Ich befand mich da in sogenannter guter Gesellschaft. Mein Oheim besitzt ein großes Vermögen, hat Einfluß und deshalb viele Freunde. Ich war vier und zwanzig Jahre alt, ein Mann. Der Oheim führte mich in den Familien der Umgegend ein. Es gab fortwährend Einladungen und Feste. Gott ist mein Zeuge, daß ich

keinen Augenblick die Achtung vergaß, die ich mir als Christ und Geistlicher schuldig war. Die jungen Leute, selbst die leichtfertigsten, vergaßen sich nie mir gegenüber. Ich sah also die „Welt", die mir so neu war, ohne ihr mein Herz zuzuwenden, ja mit der Zurückhaltung, die mir meine Grundsätze und Ansichten auferlegten.

„Ich beobachte gern und die Gewohnheit, sich nichts von allem dem entgehen zu lassen, was um uns her lebt und sich bewegt, ist gewiß einer der höchsten geistigen Genüsse, die der Mensch sich verschaffen kann. Zwei lange Monate erfreute ich mich an dem Reize dieser stillen Beobachtung. Es war dies „meine Reise in die Welt". Auf der Hut war ich sehr, um für mein Herz stehen zu können. Die Stunden, in denen ich allein blieb, fanden eine nicht minder wichtige Verwendung als die, in welchen ich meine Beobachtungen über „die Welt" machte. Die Bibliothek meines Oheims ist reich, namentlich an philosophischen und geschichtlichen Werken. Ich las namentlich viel Philosophisches und erkannte bald, daß wir mit unsern ärmlichen Studien alter Scholastik kaum in den Vorhof jenes wunderbaren Tempels gedrungen waren, den die Jahrhunderte der Wissenschaft von dem Menschen, von seiner Natur, seinen Beziehungen, seinen Rechten und Pflichten erbaut haben. Mein Oheim gab mir auch einige Geschichtswerke, in denen sich mir die moderne Welt mit ihren großen Tendenzen und wichtigen Fortschrittsbestrebungen zeigte. Ich überzeugte mich auch — und das war mir wie eine plötzliche Offenbarung, daß der Unterricht in der Geschichte, den uns die Jesuiten gegeben, eine lange geschickte Lüge gewesen sei und daß man zahllose Thatsachen so gruppirt

habe, daß wir die Civilisation, die ich sah, und die Zeit, in der wir leben, hassen und jene Zeiten zurückwünschen sollten, in denen die Völker unter ewiger Bevormundung lebten. Ich mußte mir sagen, daß die Anklage gegen die Geistlichkeit, daß sie nach der Beherrschung der Welt strebe, nicht falsch sei. Ich erkannte deutlich, daß die langen Kämpfe des menschlichen Geistes, die in der abendländischen Welt endlich einen großen Riß, den Protestantismus, herbeigeführt hatten, nur aus dem Bedürfnisse der weltlichen Gesellschaft hervorgegangen waren, sich gegen die Theokratie zu behaupten.

„Ich gestehe Dir, Freund, daß dieser neugewonnene Gesichtspunkt für mich ein Lichtstrahl war. Nun aber kann ich mich durchaus nicht täuschen lassen. Das was ich lernte, indem ich von Jahrhundert zu Jahrhundert den großen Kampf des menschlichen Geistes gegen die Geistlichkeit verfolgte, brachte mich zu dem trostlosen Schlusse, daß ich durch den Eintritt in die Geistlichkeit mich in die Reihen der gefährlichsten Feinde der Menschheit stelle, weil sie im Namen des Evangeliums, im Namen einer Lehre von Freiheit und Fortschritt, mit beklagenswerther Ausdauer sich bestreben, die Menschen in ewiger Unterwürfigkeit zu halten.

„Lieber Freund, der Gedanke schon, durch feierliche Bande einer Corporation verpflichtet zu sein, die sich im Angesichte der Welt gegen die sociale Emancipation erklärt, ist mir unerträglich. Und von dem Tage an, da ich mir sagte: noch ist es Zeit, halte dich fern von den Verblendeten, die das Licht predigen und dasselbe doch auslöschen, fühlte ich mich wieder frei und glücklich. Ich entzog mich

ja als Mitglied der menschlichen Gesellschaft den Ketten der Knechtschaft."

Julio hatte den Freund mit großer Aufmerksamkeit angehört. Ihm selbst hatte sich oft schon das Räthsel des Widerspruchs zwischen der großen befreienden socialen Theologie des Christenthums und dem Geiste der Herrschsucht der Geistlichkeit dargestellt. Da er aber eine zwar sehr liberale, aber sanfte und nachsichtige Natur war, so fand er eine Lösung dieses Räthsels darin, daß er auf Einzelne das ehrgeizige Streben schob, welches sich in der Geistlichkeit seit der Zeit kund gab, in welcher der Einfall der Barbaren sie zur intellectuellen Führerin der abendländische Welt machte; da seine Logik minder streng war als der unbeugsame Verdelon, so sagte er sich, es sei im Priesterstande Gutes zu wirken, und man könne ihm beitreten, ohne die warme Sympathie für den allgemeinen Fortschritt abzuschwören.

Er unterbrach Verdelon und sagte:

„Warum aber die ganze Geistlichkeit wegen des Ehrgeizes Einiger anklagen, welche, wie die Geschichte lehrt, in jeder Zeit nach der theokratischen Herrschaft strebten? Man muß in der Kirche die göttliche und die menschliche Seite sehen. Die letztere überlasse ich Deiner Verwünschung; der Mensch verdirbt und befleckt alles, was er berührt; aber die andere Seite ist edel, groß, unvergänglich."

4.

## Weitere Geständnisse Verdelons.

Verdelon antwortete:

„Lieber Freund, ich glaube wie Du an das Göttliche im Christenthume, das deshalb der höchsten Verehrung werth ist. Ich weiß auch, daß die Kirche als Ausdruck und Verwirklichung der Lehren des Evangeliums ganz und gar von ihrer Geistlichkeit verschieden ist. Ich weiß aber auch, und die Geschichte hat es mir durch unwiderlegliche Zeugnisse dargelegt, daß im Schooße dieser christlichen oder katholischen Kirche — gleichviel, welchen Namen Du ihr giebst — nach den herrlichen Zeiten, in denen sie ihren Ruhm in der Verachtung des Reichthums und weltlicher Größe sah, die Geistlichkeit sich als Kaste organisirte, als privilegirte Körperschaft sich constituirte, nach den Reichthümern strebte, die Christus verwarf, mit den Königen der Welt wetteiferte und überall, wo es ihr möglich war, sich selbst das goldene Diadem aufsetzte, ohne zu fürchten Dem zu widersprechen, dessen Reich in dieser Welt das Reich der Seelen und dessen Krone — eine Dornenkrone war. Das ist jedenfalls eine schreckliche Abweichung von der Lehre, welche die Geistlichkeit selbst predigt. Sie spricht unaufhörlich von dem Sichloslösen von den Dingen dieser Welt und seit tausend Jahren jagt und hascht sie begehrlich nach irdischen Gütern. Der Stellvertreter Christi, der durch seine geistliche Herrschaft so groß ist, beschäftigt sich acht Jahrhunderte lang damit, allmälig die reichen Provinzen Mittelitaliens an

sich zu reißen, und ruht nicht, bis er als Weltkönig über Kaisern und Königen steht. Lieber Julio, wenn dies Evangelium ist, so erkläre ich, dasselbe niemals gelesen, niemals verstanden zu haben."

„Ich läugne diese unglückselige Abweichung nicht," entgegnete Julio, „aber alle großen Herzen, die den Geist der Kirche bewahrten, seufzeten auch über diesen verderblichen Mißbrauch. Du weißt, was der heilige Bernard, in der Zeit des größten weltlichen Glanzes des Papstthums, von der weltlichen Herrschaft dachte, die er durchaus nicht für nöthig hielt zum Wohle der Kirche. Du hast Fenelon gelesen, der schmerzlich „die Zeit vermißte, in welcher die Kirche nicht daran dachte, sich irgend etwas von der weltlichen Macht anzueignen" und schreibt: „Gefiele es doch Gott, daß die Braut Christi freiwillig ihre Besitzungen, ihre Reichthümer und die eitlen Würden dieser Welt hingäbe!"

„Eben deshalb bleibe ich in der Kirche, scheide aber aus der Geistlichkeit, denn Du mußt anerkennen was greifbar vorliegt und gar nicht zu läugnen ist, daß ein Zwiespalt zwischen dem Geist der Kirche und dem Geiste der Geistlichkeit besteht."

„Dann wäre es besser, in die Geistlichkeit einzutreten, um ihr den Geist wieder zu bringen, den sie verloren hat. Die Aufgabe würde edler und schöner sein."

„Dazu, Freund, ist die Zeit noch nicht gekommen. Alle, die gleich Dir an der Wiederversöhnung der modernen Gesellschaft und der Geistlichkeit arbeiten wollen, werden dabei unterliegen. Ich lobe Dich Deines edlen Strebens wegen, aber ich sehe auch allen Schmerz und alle Betrübniß voraus, die Dich erwarten. Du bist eine

zu große Natur als daß Du Dich zum Helfer und Genossen der Partei machen könntest, welche jetzt die Geistlichkeit beherrscht. Sobald Du aber mit jenen Männern unsere Zeit nicht verfluchst und die schönen Tage des Mittelalters nicht bewunderst, wirst Du verdächtig erscheinen und ausgestoßen werden als ein Paria. Diese schmerzliche Zukunft wollt' ich mir ersparen und das ist vielleicht der Hauptgrund, aus dem ich dem Priesterstande entsagte, für den ich von Jugend auf mich berufen gefühlt hatte."

„Dieser Grund, lieber Verdelon, würde nicht hinreichen, mich zurück zu halten, wenn ich mich heute über meinen Eintritt in die Geistlichkeit entscheiden sollte. Es giebt in derselben noch immer eine intelligente Minderheit, die sich dem gefährlichen Geiste, von dem Du sprichst, zu entziehen verstand. Diese Minderheit bewahrt den kostbaren Funken in der Kirche und sie ist — die Seele der Kirche. Wir gehen eben durch eine Zeit der Prüfung. Es ist gar bitter für uns, daß wir unter den Bischöfen und selbst auf dem päpstlichen Stuhle jene Theorie noch herrschen sehen müssen, die man den barbarischen Zeiten entlehnte: daß die Kirche zu ihrem Gedeihen aller Mittel der Macht und des Goldes bedürfe. Aber ich hege die Ueberzeugung, und gewiß nicht ich allein, daß neue bessere Zeiten nahe sind. Selbst wenn ich nie die Morgenröthe dieser bessern Tage sehen, nur einigen Seelen einen schwachen Strahl von dem Lichte bringen sollte, welches die Zukunft erhellen wird, würde mich meine Aufgabe schon glücklich machen. Ich bedaure, Verdelon, daß Du nicht gleichen Muth besitzest. Aber Du hast wohl auch noch andere Gründe . ."

„Wenn Dir es gelingt, wirst Du ein Held sein, wenn Du unterliegst, ein Märtyrer."

Die Schatten des Abends begannen sich auf die Ebene zu senken und ein herrlicher Sonnenuntergang gewährte den beiden Freunden ein Schauspiel, das Niemand mit Gleichgiltigkeit sieht, das aber in der Nähe des Oceans in seiner ganzen Pracht erscheint. Die gezackte mächtige Pyrenäenkette bildete im Süden einen unermeßlichen mit Gold und Purpur übergossenen blauen Vorhang. Die Stadt T. zeigte, in warm gefärbtem Schatten, ihre Häusermassen, überragt von den hohen Dächern ihrer Kirchen und der Spitze von St. Sernin. In den flockigen Wolken am Himmel regte sich eine ganze phantastische Welt: gewaltige blaue Meere, unermeßliche Wälder, ungeheure Ungethüme gleich denen, von welchen die Fabel oder die Geologie in der vorsündflutlichen Zeit erzählt, stellten sich der Phantasie dar. Das entzückte Auge konnte endlos über dieses Panorama schweifen, das die Natur, die ihre Reichthümer so verschwenderisch vertheilt, am Horizonte enthüllte. Die beiden Freunde blieben eine Zeitlang bewundernd vor diesem wunderbaren Bilde stehen, und erst als die Wolken nur ihre farblosen Massen zeigten, begann ihr Gespräch von Neuem.

„Ich habe Dir nicht Alles gesagt, lieber Julio," begann Verdelon. „Mir widerstrebt es auch tief, mich durch ein feierliches Gelübde der Keuschheit zu binden, denn ich bin überzeugt, daß ein Mann, der in der ganzen Jugendkraft steht, mit gutem Gewissen ein so schreckliches Gelöbniß nicht thun kann."

„Es wird ja doch alltäglich gethan", fiel Julio ein, „und Tausende junger Geistliche halten es treulich."

„Auch Du wirst Dir gewiß alle Opfer auferlegen, welche ein solches Gelübde verlangt. Ich weiß wohl, daß es vielen Geistlichen gelingt, durch die heiße Zone zu gelangen, in welche sie ein unkluges Gesetz bannte, aber unter welchen Kämpfen, unter welchen Leiden! Und alles da zu welchem Zwecke? Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß das Volk an die Tugend der Geistlichen nicht glaubt, seit Jahrhunderten nicht geglaubt hat und nie daran glauben wird. Man traut dem wirklich tugendhaften Priester so wenig als dem gefallenen, da es leider an ärgerlichen Beispielen nicht fehlt. Die abendländische Kirche hat also den Vortheil nicht, welchen sie aus dem enthaltsamen Leben ihrer Geistlichen zu ziehen glaubt. Die morgenländische Kirche ist nicht in diesen Fehler verfallen. Sie sah ein, daß, wenn die Keuschheit etwas Großes ist, sie aus freiem Antriebe geübt werden muß und der Kraft und Glut der Jugend nicht aufgezwungen werden darf. Sie weiht deshalb nur verheirathete Männer zu Priestern. Ich habe mich wegen der Verflichtung geprüft, welche die römische Kirche ihrer Geistlichkeit auferlegt; ich fühlte mich als Mann vor einer aufkeimenden Neigung, deren Gefahr ich nicht ahnte und ich errieth, welch bitteres Leid ich mir für das ganze Leben bereitete, wenn ich mich durch einen unverletzlichen Schwur bände. Ich bin überzeugt, daß auch die abendländische Kirche eines Tages ein Gelübde nicht mehr verlangen wird, das sie ursprünglich aus einem ehrenwerthen hohen Gefühl, aus Verehrung für die Jungfräulichkeit, bei der Geistlichkeit eingeführt hat. Die Geschichte hat es bewiesen, daß es über die Kräfte der Meisten hinausgeht, dem Gelübde treu zu bleiben. Wenn

es ausnahmsweise einige Tugenden hervorgerufen, so hat es auch sehr viele Opfer geschaffen. Ich mag und kann kein Gelübde thun, wenn durch einen Blick, den Ton einer Stimme, den Druck einer Hand der muthigste Vorsatz erschüttert werden kann.

„Das sind die Gründe, die mich veranlassen, aus dem Seminare zu scheiden. Ich legte sie meinem Beichtvater vor und er antwortete mir mit Gemeinplätzen: die Ferien hätten mich verdorben, schlechte Bücher meine Phantasie gereizt, Versuchungen des Teufels mich verlockt. Ich hörte nicht auf den guten Mann und bereitete mich zur Abreise vor. Ich nehme noch Abschied von Dir und bitte Dich mich nicht zu vergessen. Du selbst wirst bald Priester sein. Möge die Vorsehung Dir das Leid ersparen, das edele Naturen gleich Dir in dem Stande der Geistlichkeit erwartet!"

Man kehrte in die Stadt zurück; die andern Zöglinge kamen herbei und es wäre unklug gewesen, das Gespräch fortzusetzen.

Julio überdachte, als er in seine Zelle zurückgekommen war, in der Stille seines Herzens jenes Gespräch mit seinem Freunde. Hatte er sich doch dasselbe und mehr noch oftmals schon selbst gesagt! Aber der junge Priester hatte von Gott eine Engelsseele empfangen. Er erkannte die Gefahren, wußte aber auch, daß er als Sieger aus denselben hervorgehen werde. „Was wäre die Tugend ohne Kampf und Versuchung?" sagte er sich. „Die Geistlichkeit, in die ich eintrete, ist nicht intelligent, dem Rückschritt geneigt, leider, aber ich kann doch den Armen, den Schwachen, den Verlassenen nützlich werden. Ich kann und will lange Jahre hin-

durch die Vorsehung eines Dörfchens oder Fleckens sein, wohin man mich als Pfarrer sendet. Schmerzen und Prüfungen werden mir nicht erspart bleiben, aber ich erfülle meine Aufgabe auf Erden und das ist gewiß eine edle Zuknnft."

Nach dem gemeinschaftlichen Abendessen sprach Julio nochmals mit dem Freunde, machte aber keinen Versuch ihn von dem gefaßten Entschlusse abzubringen. Verdelon enthüllte ihm dagegen sein Herz noch mehr, indem er den tiefen Eindruck errathen ließ, welchen die schöne Louise auf ihn gemacht hatte, die ihm in Clavière als Ideal der Anmuth und Tugend erschienen war.

„Beklage mich, Julio, aber liebe mich immer," waren seine letzten Worte.

Die Glocke rief die Jünglinge zum Gebet. Julio bemühte sich vergeblich sich zu sammeln und andächtig zu sein; sein Herz blutete aus einer tiefen Wunde.

Die Tage der Sammlung, die seiner Weihe vorhergingen, begannen mit einem Gewitter. Er hatte eine sehr unruhige Nacht und finstere Träume verfolgten ihn. Erst als das Licht des jungen Tages und die reine Luft in seine Zelle drang, gelang es ihm einigermaßen wieder Ruhe zu finden und die Erinnerung an die Nacht in den Hintergrund zu drängen. Als dann die weichen Stimmen der Jünglinge, seiner Mitschüler, den Gesang anstimmten, durch welchen man seit so vielen Jahrhunderten in der Kirche den Geist Gottes, den Geist des Lichtes und der Gnade anruft, vergaß Julio einige Augenblicke die Erde und erhob sich im Gebete zu dem Throne Dessen, dem er auf Erden dienen sollte.

## 5.

# Die beiden Päpste.

Zwei Könige giebt es in dem katholischen Reiche, das auf der ganzen Erde zweihundert Millionen Unterthanen haben soll. Der eine ist der scheinbar wirkliche König und heißt der Papst; er thront im Vatican mit Cardinälen, Prälaten und Leibwachen in einem Costüme gleich dem der Statisten auf dem Theater in einem Drama aus dem 15. Jahrhundert. Der andere ist der thatsächliche König; er residirt im Gesù und heißt der Jesuiten-General. Er steht an der Spitze des compactesten, thätigsten und deshalb mächtigsten Bundes von Männern, den der menschliche Geist zusammenzubringen vermochte.

Den Ersten dieser hochgestellten Männer nennt man „Heiligkeit," den Zweiten „Hochwürdigkeit." Wird man von dem Papste in Audienz empfangen, so sieht man in dem Saale vor dem Cabinet, in welchem der Stellvertreter Christi seinen Ring und seinen Pantoffel zum Kusse reicht und in das man nur nach drei Kniebeugungen eingelassen wird, drei bis vier junge Prälaten in violetter Soutane und Chorrock mit bauschigen kleinen Falten. Sie vertreiben sich die Langeweile des Hofceremoniels durch Plaudereien. Hat man dagegen die Vorhalle des Gesù überschritten und will sich dem Jesuiten-General vorstellen, so geht man durch einen Saal, in welchem vierzig Secretaire in allen bekannten Sprachen schreiben und steht dann vor einem Manne, dem uner-

meßliche Interessen obliegen, der Platz zu nehmen bittet und von Geschäften spricht. Er ist der Richelieu des Katholicismus, der Andere der Ludwig XIII.

In der Zeit von wenigen Tagen werden in dem Secretariat des Gesù mehr ernste Verwaltungssachen abgethan als in einem ganzen Jahre in den römischen Congregationen unter dem Vorsitze von Cardinälen oder dem Papste selbst. Die päpstliche Institution vertritt die alte patriarchalische Organisation der Kirche im Mittelalter mit ihrer Langsamkeit, Gemüthlichkeit und Belieben, während die Institution der Jesuiten das ganze Raffinement des Centralisationssystems angenommen hat, welches die Stärke der modernen Verwaltungen ist. Der Vatican ist noch immer eine große Burg, in welcher man in Familie lebt, der Gesù dagegen ein Ministerium, in welchem Jeder früh bei der Ankunft die ihm vorgeschriebene Aufgabe vorfindet und unter dem strengen Auge eines Vorstandes arbeitet, der für die Interessen einer Welt verantwortlich ist.

Die Hand des Papstes ist groß zum Geben und Segnen. Der Stellvertreter Dessen, welcher die Brote in der Wüste vervielfältigte, hält den Schatz des Königs der römischen Staaten für wunderbar unerschöpflich. Kein Leiden, keine Noth, aber auch keine fromme Laune müssen wir hinzufügen, um wahr zu sein, gelangt zur Kenntniß des Papstes, ohne sofort der Gegenstand einer reichen Gabe zu sein und wenn er von dem Balcon der gemeinen, aber ungeheuren Façade St. Peters in Rom herab der Stadt und der Welt seinen Segen ertheilt, läuft ein Schauer durch die knieende Menge und

selbst die Ungläubigen fühlen, daß da etwas von Gott sich zeigt.

Der hochwürdigste Pater General verfügt über ein Budget, das größer ist als jenes von zwanzig kleinen Königen des Abendlandes, aber er nimmt davon nicht hundert Paoli, deren Verwendung nicht gewissenhaft und genau in den Büchern verzeichnet würde. Es kommen Revolutionen; sie zertrümmern die alte Form der Gesellschaft; sie verwandeln die schönen Klöster und reichen Schulen, welche die mächtige Corporation errichtete, in große Casernen. Ist die Ruhe dann wiedergekehrt, hat sich der politische Sturm gelegt, so werden in einigen Jahren, unter dem befruchtenden Antriebe dieses großen Lenkers des Ordens des heil. Ignatius, Gebäude im Werthe von mehreren Milliarden und Gelder, die in den einträglichsten Industriezweigen angelegt waren, Activa dieser Gesellschaft, deren Passiva sich auf die Bekleidung einiger Männer und auf die Kosten ihres bescheidenen Tisches beschränken. Das Papstthum empfängt jedes Jahr aus den Händen der Gläubigen und aus den Einnahmen von den Dispensationen ungeheuere Summen, von denen es für sich selbst nie ein Theilchen behält. Schickt der Papst eine Krone für eine alte Madonna von schwarzem Holze, so ist sie von Gold und Edelsteinen und wurde dem Künstler in Rom vielleicht mit achtzigtausend Francs bezahlt. Das Papstthum ist die unerschöpfliche Quelle. Die Gesellschaft Jesu dagegen ist der Schlund, in welchem sich das durch den Schweiß der Prediger, durch die Mühe der Lehrer, durch die lange Geduld der Erbschleicher erlangte Gold aufhäufen würde, wenn nicht das schreckliche Gesetz der periodischen Revo-

lution bestände und das so aufgehäufte Gold zerstreute.

Die Päpste drückt das Joch jener nebenbuhlerischen Macht gar schwer, welche unter dem Vorgeben, sie zu vertheidigen, sich allmälig an ihre Stelle setzt. Clemens XIV. hatte eines Tages, nach langem Schwanken und vielen Thränen, den Muth, die Hand gegen die übergreifende Schaar zu erheben: er entließ seine Janitscharen. Nach den großen Erschütterungen der Revolution aber warf sich das Papstthum von neuem ihnen in die Arme. Sie wurden bald genug furchtbar. Sie waren die erbittertsten Feinde Pius IX, des politischen Reformators, und heute dulden sie ihn, weil sie ihn unterworfen und zu allen Erniedrigungen einer Reaction gebracht haben, welche der Todeskampf der weltlichen Herrschaft des Papstes ist.

Pius IX hat zwar oftmals ihrem Joche sich zu entziehen gesucht. Er nahm eines Tages aus dem Archiv des Vaticans die Documente über ihre Vertreibung unter Clemens XIV und beauftragte den Pater Theiner mit der Abfassung des „Lebens Clemens XIV", jenes furchtbarsten Buches, das jemals gegen die große Gesellschaft geschrieben worden ist, weil es auf den Befehl des Papstes selbst gedruckt wurde. Die Gesellschaft Jesu beugte das Haupt wie ein kräftiges, aber biegsames Gewächs und sie richtete sich lebenskräftiger als je wieder auf. Man glaubte sie tödtlich zu treffen, als man überall, selbst an den Säulen der Façade der Peterskirche in Rom den Spruch anschlug, welcher ihre Prophetin Catharinella verurtheilte, die überall von den großen Wundern predigte, welche in der katholischen Welt durch die

Jesuiten bewirkt werden würden, namentlich von der Wiedervereinigung der morgenländischen Kirchen mit Rom. Die Jesuiten nahmen schweigend diese Ohrfeige hin, aber bald brauchte man sie und mußte sich unter ihre Vormundschaft stellen. Ihr großer Triumph war die Proclamation des Dogma von der unbefleckten Empfängniß und die Säule der Immaculata. Sie bestätigte die Lehre der Theologen der Gesellschaft. Der Jesuiten-Vatican besiegte also den päpstlichen Vatican und der wahre Hohepriester sah den Ruhm und die Macht des Ordens wachsen, welche die Kirche leitet. Dem Andern überließ man es den Gesandten der Kaiser und Könige feierliche Audienzen zu ertheilen, viele Medaillen, Rosenkränze und Agnus zu weihen, die goldene Rose an Fürstinnen zu senden und das Bedürfniß des Gesegnetwerdens zu befriedigen, welches der römische Pöbel jeder Zeit empfindet.

Das Wachsthum des Ordens in Frankreich ist immer das Ziel gewesen, nach welchem der General eifrig strebte. Rom leidet an Alterschwäche; das Leben geht nicht mehr von da aus so wenig in Bezug auf die Religion als auf das Uebrige. Frankreich dagegen ist das Land reichen Lebens und die Jesuiten mußten also diesen fruchtbaren Boden mit Vorliebe pflegen.

Seit zehn Jahren haben sie ein sehr gewagtes Unternehmen begonnen. Sollten sie sich still und allmälig in den Schooß der „großen Nation" einnisten? Sollten sie kühn und öffentlich in allen Städten Frankreichs den Unterricht in Besitz nehmen und Schulen errichten, die mit denen des Staates wetteiferten? Im

hohen Rathe des Ordens entschied man sich für das Letztere.

Die Königsstadt des Südens, T., die vorzugsweise katholische Stadt, mußte ihre Blicke ganz besonders anziehen. Sie konnten da unmöglich als Schule eine kleine unscheinbare Anstalt an der Kirche St. Sernin gelten lassen und man dachte an ein großartiges Gebäude, das mehrere Millionen kostete.

An demselben Abende, an welchem Julio auf seinem Lager vergeblich die Ruhe suchte, fand eine wichtige und feierliche Scene in dem Inquisitionshause statt. Der Pater Provinzial hatte einen geheimen Rath berufen.

Als tiefe Stille eingetreten, jeder der Patres in seiner Zelle war und kein Licht mehr in den schmalen Gängen der verschiedenen Etagen sich bewegte, begaben sich siebeu Alte in den Rathssaal.

Nur eine einzige Lampe beleuchtete diesen Saal und warf einen bleichen Schein auf die Wände. Hier und da hingen einige Kupferstiche in plumpen Rahmen: ein heiliger Ignatius, ein heiliger Franz Xaver, ein heiliger Ludwig von Gonzaga, eine Darstellung des Märtyrertodes einiger Missionaire in China und Japan und eine andere der Erscheinung der Jungfrau in Salette. Im Hintergrunde stand ein Crucifix von schwarzangestrichenem Gips, dem der Künstler mit Broncepulver hier und da einen metallischen Schein zu geben gewußt hatte.

Sonst sah man in dem Saale nichts als einen Tisch mit grüner Wollendecke, einen Sessel an der Tafel und Stühle umher.

Der Pater Provinzial ging an die Tafel und legte darauf ein großes Leder-Portefeuille mit Stahlschloß.

Die andern Patres stellten sich ihm zur Rechten und Linken. Alle knieten nieder und der Provinzial sprach mit leiser Stimme das Veni Sancte und das Ave Maria. Dann stand man auf und setzte sich. Aller Blicke senkten sich, der Provinzial sammelte sich, öffnete das vor ihm liegende große Portefeuille und sprach:

„Ich habe von unserm hochwürdigen Pater General die Ermächtigung erhalten, für unseru Orden in T. ein Haus zu bauen. Die günstige Lage unserer Gesellschaft hier ist Euch wohl bekannt. Wir können unsern Einfluß hier als den am festesten begründeten ansehen. Unsere blühende Schule ist zu beengt in ihrem jetzigen Locale und verlangt sobald als möglich einen großen Bau, in dem sie sich ausdehnen kann. Ihr billigtet im vorigen Jahre den Bauplan und ich habe dies dem hochwürdigen Pater General mitgetheilt. Er hat ihn gebilliget und uns liegt nun ob, über die Mittel zur Ausführung zu berathen. Ich habe hier den Anschlag. Etwas Kleinliches dürfen wir nicht thun; die imposante Masse des Baues muß in die Augen fallen und alle anderen Gebäude in der Stadt überragen, den erzbischöflichen Palast, das Seminar, die Präfectur 2c. Wir haben auch äußerlich unsere Macht zu zeigen. Für uns arme Mönche genügt der kleine Raum einer Zelle, eine Soutane und das tägliche Brot, der Orden aber muß großartig und reich erscheinen. Ihr erschreckt vielleicht, denn der Bauanschlag geht über drei Millionen Francs, allerdings mit dem Ankaufe des Grundes und Bodens in einem der schönsten Theile der Stadt. Woher nun die drei Millionen nehmen?“

Um die Lippen des Paters spielte ein leichtes Lächeln.

„Es ist eine große Summe“, meinte Pater Grelet, der zur Rechten des Provinzial saß. „Sonst baute man für 50,000 Francs in der Provinz eine schöne Schule.“

„Auf die allgemeine Casse der Gesellschaft können wir nicht rechnen“, entgegnete der Provinzial. „Diese Gelder sind in großen industriellen Unternehmungen, besonders in Eisenbahnen und Dampfschiffen angelegt und müssen von dem Orden als Reserve für schlimmere Zeiten sorgsam bewahrt werden. Es könnte der Revolution gelingen, uns aus Frankreich zu vertreiben. Wahrscheinlich ist nichts zu fürchten. Nach der Gnade Gottes herrscht die Ordnung, aber es könnten doch schlechte Zeiten wiederkehren. Unsere Brüder bauen an andern Orten, in Poitiers, in Bordeaux und es ist nichts aus der Hauptcasse dazu gegeben worden. Jedes unserer Häuser muß sich bekanntlich selbst erhalten und diesem scheinbar harten Grundsatze ist unsere wunderbare Verbreitung überall zuzuschreiben. Selbst das Mutterhaus in Paris hat nicht das Recht, einen Centime an die andern Häuser zu schicken. Vor zwei Jahren sammelte der Pater Ravignan in einer Soirée bei einer vornehmen Dame für eines unserer neugegründeten Häuser in Paris, das nicht wußte, wovon es am nächsten Tage leben sollte. Uns kann und darf es am Nothwendigsten fehlen, aber der Orden muß reich und mächtig sein.“

Er suchte dann in dem Portefeuille, nahm ein Papier aus demselben und legte es vor sich.

„Etwas haben wir allerdings schon erspart und gesammelt. Der bisherige reine Ertrag unserer Schule, das laufende Jahr inbegriffen, beträgt 500,000 Frcs.

Dazu kommt der Ertrag der Missions=

| | |
|---|---|
| und Stationspredigten unsrer Patres seit unserer Rückkehr nach T., nebst den freiwilligen Gaben, welche jene Patres in den Städten sammelten | 230,000 Frcs. |
| Sammlungen, die insgeheim in den Häusern in T. und der Diöcös veranstaltet wurden | 92,667 Frcs. |
| Werth unseres Inquisitionshauses, den uns eine fromme Gesellschaft bietet | 200,000 Frcs. |
| Ferner Vermächtnisse, die durch Fideicommis erhalten wurden: | |
| Frau Gräfin von Cevignac | 80,000 Frcs. |
| Frau Marquise von Ladours | 120,000 Frcs. |
| Wittwe Marquet | 230,000 Frcs. |
| Banquier Lassan | 70,000 Frcs. |
| Graf von Villebrumier | 118,000 Frcs. |
| Schenkungen in Papieren au porteur von verstorbenen oder lebenden Personen | 96,000 Frcs. |
| Werth in Diamanten, Armbändern und werthvollen Spitzen, die der Weltlust entzogen würden und zu Gelde zu machen sind | 60,000 Frcs. |
| In Summa | 1,786,667 Frcs. |

„Jetzt kommen Erbschaften, die ziemlich sicher sind, wenn habgierige Erben ohne Religion sie uns nicht etwa durch einen Prozeß entziehen.“

„Frau von Fronton, das ganze Vermögen, das auf 240,000 Frcs. geschätzt und für uns testamentlich an Herrn Buvalot bestimmt ist, auf den wir rechnen können, wie auf uns selbst. Frau von Fronton ist 78 Jahre

alt, wird sichtbar schwächer und Dr. Legrand hat mir gestern die Versicherung gegeben, daß sie den Herbst nicht überleben würde. Wenn die Blätter fallen, wird sie Gott ihre schöne Seele übergeben."

„Frau Baronin von Montech, die Hälfte ihrer Besitzungen, die für uns durch Testament an Herrn Oussiat, unsern Fideicommissar, übergeben werden soll. Ihr Notar schätzt diesen Antheil auf 80,000 Frcs. Die andere Hälfte ist einer um zwei Jahre jüngeren Schwester bestimmt und wird uns seiner Zeit hoffentlich auch zufallen."

„Das ist ganz oder fast sicher, aber damit erreichen wir die benöthigte Summe noch nicht. Der hochwürdige Pater General schreibt mir: „unternehmt nichts, ohne daß Ihr das Geld dazu in Casse habt." Wegen des noch Fehlenden rechnen wir zunächst auf die Vorsehung, die sichtbar unsern Orden begünstigt, welcher ja auch an der Spitze des Katholicismus steht. Aber die Vorsehung verlangt auch, daß man arbeite und sich mühe. Wir müssen, denke ich, in einer so reichen Stadt wie T., wo so viele fromme Seelen uns ergeben sind, die drei Millionen voll machen können. Was steht zu erwarten? Pater Chevy, Sie haben sich des alten Cayern angenommen. Wie ist's mit Ihrer Hoffnung? Er hat nur einen entfernten Verwandten. Haben Sie ein Testament?"

Pater Chevy erhob sich und sagte:

„Ich stoße auf einige Schwierigkeiten, hochwürdiger Pater. Herr Cayern ist außerordentlich veränderlich und auch etwas kindisch. Sicher bin ich seiner beiden alten Mägde, die nicht von ihm weichen und Niemand zu ihm lassen. Ich habe ihnen merken lassen, daß für eine jede

ein gutes Legat abfiele, wenn sie ihn dahin brächten, ein Testament zu unsern Gunsten zu machen. Ich muß sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit später nicht bewiesen werden kann, er sei fast kindisch gewesen, als er das Testament machte und dann um unsern Legres zu ihm zu bringen, der für uns erben soll. Ich hoffe morgen das Testament zu erlangen."

„Wie hoch schätzen Sie sein Vermögen?"

„Es beläuft sich auf mindestens 200,000 Francs."

Und Sie, Pater Grandier, wie weit sind sie mit der Vicomtesse von Vateil."

„Ich habe", antwortete der Angeredete, „gegen zwei schlaue Cousinen zu kämpfen, die mir nicht trauen und begierig auf die Erbschaft lauern. Ich hoffe aber doch zum Ziele zu gelangen. Des beweglichen Vermögens indeß bin ich ganz sicher."

„Gott segne Sie! Und der gute Pater Briffard setzt auch seine Belagerung fort?"

Briffard überreichte mit triumphirender Miene dem Provinzial einen Stempelbogen und sagte:

„Hier ist ein Testament in völliger Ordnung, das Testament der Frau von Clavière."

Das Testament wurde vorgelesen und dann in das große Portefeuille gelegt.

„Tournichon, welcher als Universalerbe figurirt", setzte Briffard hinzu, „schätzt das Vermögen auf 450,000 Francs."

„Und die Frau stirbt bald?"

„Sie hat nur noch kurze Zeit zu leben."

„So können wir unsern Bau beginnen, glaube ich," sagte der Provinzial.

Keiner der Patres sprach dagegen und der Provinzial stand auf. Alle knieten nieder und ein Gebet an die Jungfrau wurde gesprochen, die sichtbar die frommen Patres schützt und ihnen die Güter dieser Welt zuwendet.

---

## 6.

## Ein Brief Julio's an Louisen.

Nicht ohne Herzbeklemmung packte der arme Verdelon seine Habseligkeiten ein. Ein Laien-Anzug, den der Schneider am Tage vorher gebracht hatte, ersetzte die schwarze Soutane, die er seit drei Jahren nicht abgelegt.

„Du alte römische Toga," sagte er, als er den langen schwarzen Rock einpackte, „Du bist von dem Rücken der stolzen Welteroberer auf den der demüthigen Apostel Christi gekommen. Du hast viel Verehrung in der Welt gefunden; der heilige Leo der Große und Vincenz von Paula trugen Dich. Aber bald wirst Du nur noch eine Erinnerung sein, wie der Mantel Platos und der großen Philosophen Griechenlands und wie die Kettenpanzer der alten Ritter, die nun in unsern Museen aufgehangen sind!"

Die Abreise Verdelons und sein Entschluß dem geistlichen Stande zu entsagen, machten im Seminare das größte Aufsehen.

„Er thut wohl, wenn er keinen Beruf fühlt", sagten Einige.

„Wir wollen fleißig für ihn beten", sagten die kleinen Heiligen und Fanatiker und sie sahen empor zum Himmel.

Als er endlich das Haus verließ, hörte er kein Freundes-, kein Abschiedswort; alle würden durch ein solches sich zu compromittiren geglaubt haben. Eben hatte er die Thür erreicht, als er sich nachrufen hörte:

„Noch ein Lebewohl, mein lieber Verdelon!"

Die Schulgenossen staunten als Julio dem Scheidenden nacheilte, um ihm noch einmal die Hand zu drücken und ihm nachzublicken, bis die schwere Pforte sich hinter ihm schloß.

Julio kehrte in seine Zelle zurück und hörte, daß Einer seiner Mitschüler sagte:

„Dem thut's auch leid, daß er nicht mit gehen kann."

Ehe Verdelon in die kleine Wohnung ging, die er sich gemiethet, klopfte er an die Thür des Hauses No. 18 in der Taur-Straße und übergab einer alten Frau, die öffnete, einen Brief, den Julio ihm anvertraut hatte.

Die Alte war keine andere als Madelette und sie erkannte den jungen Abbé, den sie in Clavière gesehen hatte, trotz dem neuen Anzuge sehr wohl. Sie machte das Zeichen des Kreuzes, fast als sei ihr der Böse selbst erschienen, warf die Thür zu, lief schneller als je in den letzten zwanzig Jahren und trat erschrocken in das Zimmer, in welchem sich die Tante und die Nichte befanden.

„Heilige Jungfrau Marie!" rief sie, „was habe ich gesehen!"

„Was denn Madelette?" fragten Louise und Frau von Clavière.

„Ach, der Abbé, und er hatte die Soutane nicht mehr um!"

„Welcher Abbé?"

„Der in den Ferien mit Herrn Julio in Clavière war.“

„Nun, das ist etwas so Außerordentliches nicht“, meinte Louise.

„Und das hat er mir für das Fräulein gegeben,“ fuhr die Alte fort.

Frau von Clavière erkannte die Handschrift Julios und gab Louisen den Brief. Diese bat sogleich in ihr Zimmer gehen zu dürfen, um den Brief zu lesen und zu beantworten.

Louise war schön. Sie hatte starke Züge wie viele Frauen im Süden, aber eine außerordentlich feine Haut, Blässe und klare Augen, in denen sich die reinste Seele spiegelte, milderten dieser Römerin=Aussehen etwas und gaben ihr Anmuth, ohne ihr etwas von ihrem Adel und ihrer Majestät zu entziehen. Julio sagte wohl bisweilen, wenn er sie bewundernd ansah:

„Du gleichst doch der Venus von Arles.“

Da antwortete sie:

„Schweig und spotte nicht. Es ist gar nicht Recht von einem Abbé, daß er seine Schwester stolz macht.“

Das Herz Julios, das einen großen Schatz von Liebesfähigkeit in sich schloß, hielt fest an dieser Schwesterliebe, denn ein Etwas in ihm sagte, diese reine Liebe werde ihn vor Prüfungen schützen, die das Gelübde der Keuschheit nach sich zieht. Hier durfte er lieben.

Louise liebte ihren Bruder auch, der ihr Stolz war. Vielleicht liebte sie sich in dem Manne, der ihrer Ueberzeugung nach alle andern übertraf. Jedenfalls mischte sich in ihre Liebe viel Bewunderung, denn sie glaubte

auf der schönen Stirn Julios den Glanz des Ruhmes zu sehen.

Konnte aber diese Liebe, welche dem liebenden Herzen Julios genügen mußte, auch allen Regungen der Schwester entsprechen, die schon ahnte, daß sie eine andere Zukunft haben werde als die, in einem Pfarrhause sich zu begraben, wenn auch mit dem, welchen sie bis dahin am meisten geliebt?

Das Herz klopfte ihr als sie den Brief Julios erbrach. Ein Brief ist immer ein unbekanntes Geheimniß. Julios Brief war auf ein großes Stück Papier sehr flüchtig geschrieben und sah eher aus wie ein Blatt, auf das man Gedanken wirft, die plötzlich kommen, als der gewöhnliche Brief eines Bruders an die Schwester.

„Was kann er mir jetzt schreiben, wo er sich sammeln soll? Guter Brief, was bringst Du mir?“

Sie las:

„Meine liebe Louise,

„Du wirst Dich sehr wundern, daß Du heute einen Brief von mir erhältst, da die Regel uns jeden Verkehr mit der Außenwelt in den Tagen der Sammlung vor unserer Priesterweihe verbietet.

„Ich verletze allerdings den Buchstaben der Regel, nicht den Geist. Ein Ausschütten meines Herzens gegen Dich wird mir wohl thun. Wenn ich Dich in meiner Seele habe lesen und die Gedanken sehen lassen, die in mir überströmen, werde ich ruhiger werden und muthiger meiner Selbstaufopferung entgegengehen.

„Ich leide hier durch alles was ich sehe. In Allem herrscht das Mittelalter mit seinen plumpen Formen und seinen kindischen Methoden so ausschließlich vor

und knechtet die Seele so, daß man Mitleid mit der Geistlichkeit fühlen muß, welche etwas Großes zu thun glaubt, wenn sie die junge Generation von Priestern in eine recht enge Form zwängt.

„Statt uns das Priesterleben in seinem weiten Horizonte zu zeigen, statt uns auf die Klippen in unserm künftigen Leben aufmerksam zu machen, müssen wir täglich zweimal lange Homilien, die man uns schon hundertmal vorgesagt hat, über den Tod, das jüngste Gericht und die Hölle anhören.

„Ich gestehe Dir, daß mich dies demüthiget im Namen der Geistlichkeit, der ich angehören soll und ohne meinen Glauben, den Du kennst, würde ich schrecklichen Erschütterungen bis in das Innerste der Seele, ja vielleicht bitterer Reue ausgesetzt sein. Es ist nicht meine Schuld. Warum benimmt man sich so ungeschickt? Warum verharren die Männer in dem seltsamen Zwiespalte mit ihrer Zeit, mit den Bedürfnissen und Bestrebungen der Civilisation, in welcher sie leben?“

„Ich stehe an der Grenzscheide zweier Welten; ich verlasse die Freuden der Jugend und trete aus der gefährlichen Unwissenheit heraus, in der mich meine geistliche Erziehung zu lange gelassen hat. Ich soll mit einem Mal aus dem beschaulichen in das wirkliche Leben der Welt übergehen. Nichts hat mich dazu vorbereitet als mein eigenes Nachdenken nach den Ferien, in denen ich die sogenannte Welt etwas in der Nähe gesehen hatte und vielleicht der heilsame Instinct, der eine vorweggenommene Erfahrung wird.

„Das ist gewiß wenig, aber es ist meine einzige

Stärke der Welt gegenüber, der man mich überliefert.

„Die erste Prüfung nach meiner Weihe dauert vielleicht nur einige Monate. Dann bekomme ich ein Vicariat in einer kleinen Stadt und endlich wird eine arme Pfarrei in einem der entlegensten Thäler der Pyrenäen erledigt. Der Generalvicar überblickt die Liste der disponiblen Vicare und ernennt mich zum Dorfpfarrer.

„Ich erwarte das und bin darauf vorbereitet, aber wirst Du, meine geliebte Louise, den Muth haben, mir dahin zu folgen? Wirst Du Deine schönsten Jahre mit Gott, der Natur und der heiligen Bruderliebe verbringen wollen, verbringen können?

„Die Tante ist so alt und schwach, daß wir jeden Augenblick erwarten müssen, sie zu verlieren.

„Ich glaube nicht, daß sie den Jesuiten entgeht. Wir werden uns glücklich schätzen müssen, wenn uns eine kleine Rente, welche diese Männer nach einem Reste von Scham uns als Almosen geben, vor Nahrungssorgen sichert. Ich habe früher durch einen Scherz Dich darauf vorbereitet, jetzt muß ich aus einigen Worten Tournichons, des Cerberus, der die Tante bewacht, abnehmen, daß die Erbschleicherei nahezu gelungen ist.

„Es kommt mir nicht in den Sinn, ihnen zuvorzukommen; es würde mir doch nicht gelingen. Ich maße mir nicht an, mich mit den Jesuiten messen zu können. Aber, wenn sie ihren Zweck erreichen, so schwöre ich Dir bei allem was mir heilig ist, daß ich

alles enthülle und daß sie diesen Raub an zwei Waisen theuer bezahlen sollen.

„Du hast, ich weiß es, durchaus keinen Beruf für das Kloster, wenn Dir der Pater Briffard dasselbe auch noch so gottgefällig vorstellt. Wirst Du nach dem Tode unserer Tante in mein armes Pfarrhaus kommen und mein Glücks- und Friedensengel sein?

„Ich gestehe Dir, daß ich mich sehr getäuscht finden würde, wenn Du auch nur ein gewöhnliches Weib wärest und ein Leben in Nichtigkeiten jenem lieblichen Herzensbunde vorzögst, den ich schon lange ersehnt habe. Aber Gott wird mir dieses Unglück ersparen, denn wenn es mich träfe, würde ich in meiner Verzweiflung diejenigen für weise halten, welche die Einsamkeit des Pfarrhauses meiden.

„Lebe wohl, liebe Louise. Sonnabend ist der große Tag. Du weißt, daß mein Herz die heißesten Gebete für meine einzig geliebte Schwester zum Himmel sendet.

Julio."

„N. S. Ich vergaß Dir zu sagen, daß diesen Brief Freund Verdelon abgeben wird, der junge Abbé, der im vorigen Jahre einige Tage bei uns in Clavière war. Er tritt heute aus dem Seminar und kehrt in die Welt zurück aus Schwäche und Muthlosigkeit. Ja viele edele Geister werden sich bald genug weigern die schwere Verantwortlichkeit eines Geistlichen zu übernehmen. Dagegen drängen sich selbstsüchtige Naturen hinzu, die nach dem täglichen Brote ohne Schweiß und harte Arbeit verlangen. Auch Ehrgeizige kommen, vor deren Augen der Bischofsmantel und der goldene Ring glänzt. Arme Kirche!"

Louise hatte bis dahin gestanden, um an dem kleinen Fenster ihres Zimmers im letzten Lichte des Tages zu lesen. Der kalte Schweiß stand ihr auf der Stirn; der Brief entfiel ihrer Hand und zitternd sank sie auf einen Stuhl.

„Julio! Julio!“ flüsterte sie, „ich werde Dein Unglück werden!“

Tiefe Stille herrschte lange Zeit in dem Zimmer.

## 7.

## Der Cardinal Erzbischof.

Se. Eminenz Ludwig August Karl von Flamarens, Cardinal der römischen Kirche und Erzbischof von T., war ein hochgewachsener schöner Greis mit offenem freundlichem Gesicht. In seiner ganzen Persönlichkeit zeigte sich eine seltsame Mischung vou Edelmann, Bischof und geistreichem Manne. Der Adel von T. liebte ihn nicht, weil er bei seiner Ankunft in seinem Erzbisthum sich ganz bestimmt geweigert hatte dem legitimistischen Grolle sich anzuschließen, im besten Vernehmen mit dem Präfecten und den Beamten stand und gewissermaßen für einen politischen Renegaten galt. Man scheute sich nicht, in den Salons ganz laut zu sagen, er habe den Cardinalshut durch Gefälligkeiten gegen die Regierung erlangt. Trotz alledem benahm man sich mit großer Artigkeit und scheinbarer Verehrung gegen ihn.

„Ich verlange von den guten Leuten auch nichts weiter,“ hatte er gesagt.

Eben so hatte er es gleich im Anfange mit den Jesuiten gethan, die er von Herzensgrunde haßte. Sie aber hüteten sich wohl, ihre Vermuthung merken zu lassen, daß der Cardinal gegen sie sei, im Gegentheil, sie betheuerten bei jeder Gelegenheit, Se. Eminenz sei einer der besten Freunde der Gesellschaft. Er sprach dafür offiziell auch nur in Ausdrücken der wärmsten Theilnahme von den frommen Vätern. Er gab ihnen gegen falsches Gold falsches Silber.

Das Uebergewicht indeß, das die frommen Väter täglich mehr und mehr in der Stadt erlangten, die Klagen der Pfarrer gegen dieselben und die Gewißheit, daß sich binnen kurzem ein mächtiges Haus der Jesuiten mitten in der Stadt erheben werde, reizten den Greis einigermaßen. Er war Bischof seit den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipps und wie das ganze französische Episcopat an absolute Allmacht gewöhnt, die in der Praxis reiner Despotismus wird. Nie war er bis dahin auf einen Schatten von Opposition gestoßen und nun befand er sich der furchtbarsten gegenüber, jener, die sich der Gewissen bemächtigte, die öffentliche Meinung an sich riß, unbeschränkt herrschte und ihm nur die Last der Verwaltung eines großen Sprengels ließ.

Er hatte einen seiner Generalvicare, den Abbé Jolibert, verloren, der den Schmeicheleien der Jesuiten nicht hatte widerstehen können und so in die ihm gestellte Schlinge fiel. Er wurde durch den Generalsecretair ersetzt, welcher der Vertraute, der innige Freund des Cardinals war und von den Jesuiten nicht viel hielt. Der neue Secretair dagegen war noch nicht ernannt und viele junge Priester strebten nach diesem wichtigen Amte, das

einem einzigen Manne alle Angelegenheiten des Sprengels, selbst die geheimsten, vor die Augen bringt. Die Jesuiten hatten selbstverständlich ihren Candidaten; ihr alter Gönner ruhte kaum im Grabe, so machte der Pater Provinzial seinen Condolenzbesuch bei dem Cardinal und da er wußte, daß der Generalsecretair an die Stelle des Verstorbenen treten würde, nannte er den Namen des jungen Abbé v. Lurson, eines „frommen und bescheidenen, sehr arbeitsamen, intelligenten Mannes, des Einzigen vielleicht unter den jungen Priestern, den sie gebildet hätten, welcher die nöthige Befähigung für das schwierige Amt habe, das bei Sr. Eminenz erledigt sei."

Der Cardinal dankte dem alten Fuchse mit so natürlicher Freundlichkeit und schien so erfreut zu sein, daß die Vorsehung gerade zu rechter Zeit dieses Muster von einem Secretair den frommen Vätern zugeführt habe, daß der Pater Provinzial lächelnd zurückkam und, ganz gegen das Herkommen im Orden, sein Entzücken vor fünf oder sechs Patres nicht unterdrücken konnte.

An demselben Tage aber glaubte der Cardinal zu den Sulpiciern gehen zu müssen, um sich von dem Superior Bericht über die neuen Priester erstatten zu lassen, die am nächsten Sonnabende die Weihe erhalten sollten. Er hatte aus sicherer Quelle alle Umstände über das Testament der Frau von Clavière und die Beraubung der beiden Waisen erfahren. Als der Superior dann auch den Namen des Abbé Julio von La Clavière nannte, schien der Cardinal ganz besonders aufmerksam zu werden. Er erkundigte sich nach dem jungen Manne und erhielt sehr günstige Antworten.

„Doch darf ich nicht verschweigen, daß wir eine Denunciation gegen ihn erhalten haben, über die der Cardinal selbst entscheiden wird.“

„Ist sie unterzeichnet?“

„Allerdings, von einem Jesuiten-Pater.“

„Mischen die sich in Alles?“ entgegnete der Erzbischof etwas bitter. „Ich glaube, sie werden auch bald die Weihen verrichten wollen. Das fehlt ihnen hier nur noch.“

Die Sulpicier sahen einander mit halbem Lächeln an, aber sie sprachen kein Wort. Der Cardinal indeß fuhr fort:

„Da wollen wir schon Ordnung schaffen. Zeigen Sie mir den Brief.“

Darin stand, daß der Abbé Julio in den letzten Ferien sich von dem kirchlichen Geiste weit entfernt und die profansten Bücher gelesen habe, leichtfertig in seinen Reden gegen seine Schwester gewesen und vielleicht sogar unglücklicher Weise von den neuen so verderblichen Lehren angesteckt sei. Man halte es für Pflicht, das mitzutheilen. Unterzeichnet war das Schreiben von dem Pater Fournier.

„Ja,“ sagte der Cardinal, indem er den Brief auf den Tisch legte, „sie haben ihn um sein Vermögen gebracht und nun verfolgen sie ihn. Daran erkenne ich sie.“

Er nahm den Brief wieder und fuhr fort:

„Ich behalte dies Document. . . . Die Jesuiten sollen nicht Bischöfe in meinem Sprengel sein und ich werde ihnen gleich heute beweisen, welchen Werth ich auf

ihre Denunciationen lege. Ich ernenne den Abbé Julio von La Clavière zu meinem Generalsecretair."

Die schüchternen Sulpicier neigten sich vor dem Willen des Gebieters. Sie sahen in der Ernennung des jungen und unerfahrenen Abbé vor allem eine Bosheit gegen die Jesuiten und freuten sich darüber.

Zwei Stunden nach dieser Scene, in welcher der Prälat so viel Energie gezeigt hatte, waren die Jesuiten durch ihre geheime Polizei ganz genau von dem unterrichtet was geschehen war. Ein Günstling der Sulpicier hatte ihre Creatur verdrängt, aber wer war dieser Günstling? Das mußte um jeden Preis ermittelt werden und es war für die Jesuiten leicht. Sie schickten den alten Doctor Deteilh, einen Arzt ohne Kranke, dem sie einen kleinen Jahrgehalt zahlten und der öffentlich den Jesuitengegner spielte. Wer konnte in ihm den Agenten des Inquisitionshauses vermuthen? Er hatte das Vertrauen eines einfachen Sulpiciers, Bournet, erworben und denselben als Beichtvater gewählt.

Der alte Doctor suchte also, in weißem Halstuch und breitem Busenstreifen, geistlichen Trost in der Zelle Bournets und im Verlaufe des Gesprächs erwähnte er die große Neuigkeit, daß der Generalsecretair des Erzbischofs ernannt sei. Die Jesuiten wären aufgebracht, da doch dem Einflusse der Sulpicier diese Ernennung zu danken sei.

Der Sulpicier spielte die Rolle des Raben.

„Wie hat man das in der Stadt erfahren können?"

„Das ist sehr einfach. Man hörte Se. Eminenz an der Thür gegen den Superior den neuen Generalsecretär nennen.

„Es ist der Abbé . . . Ich merke doch, daß ich alt werde. Der Abbé . . . Der Abbé . . . Warten Sie! Es ist ein Name, der sich doch leicht merkt.“

„Julio von La Clavière,“ sagte der Sulpicier.

„Richtig! Richtig! Mein Gedächtniß wird in der That schwach.“

Dann nahm er seinen breitkrempigen Hut und seinen langen Stock, empfahl sich, ging so schnell als möglich die große Treppe hinunter und gelangte bald durch eine geheime Thür zu dem Pater Provincial, dem er entsetzt den schrecklichen Namen entgegen rief: der Abbé Julio von La Clavière.

„Das ist ein Unglück,“ sagte der Provincial; „er wird unser Feind sein. Die Sulpicier machen einen Fehler über den andern. Wir müssen uns beeilen. Entschuldigen Sie mich, guter Doctor, ich muß sogleich ausgehen. Nehmen Sie meinen Dank für Ihren Eifer. Es wird das alles in das Buch des Lebens eingetragen. Leben Sie wohl.“

Einige Zeit darauf klopfte der Pater an die Thür des Hauses der Marquise von Maslacq, einer frommen Frau, die in großem Ansehen in T. und besonders bei dem Cardinale stand, der bisweilen sogar auf ihren Rath hörte. Sie war aber auch den Jesuiten ganz ergeben, aus Dankbarkeit, denn sie hatten ihrem ältesten Sohne eine glänzende Heirath verschafft und so der verarmten alten Familie Maslacq eine Mitgift von einigen Millionen zugewendet.

„Retten Sie die Religion, Frau Marquise; ich erbitte es von Ihnen fast als eine persönliche Gefälligkeit. Sie wissen, wie wir Se. Eminenz lieben, die guten Sul-

picier haben ihn zu einem großen Fehler verleitet, indem sie Se. Eminenz vermochten, einen jungen Menschen, den wir leider sehr gut kennen, da er unser Zögling war, als Secretair anzunehmen. Er wird nur Dummheiten machen. Er steht, wie wir wissen, auf der Seite der Feinde unserer Gesellschaft. In jetziger Zeit, Frau Marquise, wo die Gottlosen und Liberalen mit einander gegen uns arbeiten, bedürfen wir einer starken Stütze bei Sr. Eminenz, der nebst den Wohldenkenden unsere einzige Stärke in T. ist. Se. Eminenz ist immer gütig gegen uns, aber, wie Sie wissen, leicht einzunehmen."

„Ja der gute Herr ist etwas lebhaft, aber sehr gut."

„Sehr, sehr gut, Frau Marquise. Da dachte ich denn an Sie, unsere Gönnerin, und bitte Sie, weniger in unserem Interesse als in dem des Cardinals, ihm ein Wort zu sagen, damit er einen Fehlgriff vermeide, der später vielleicht nicht mehr gut zu machen ist."

„Ich mische mich nicht gern in Verwaltungssachen, denn diese gehen die Frauen nichts an und der Cardinal runzelt bisweilen die Stirn, wenn man mit ihm von dergleichen spricht, aber ich will doch etwas für Sie thun, um meine Ergebenheit zu zeigen."

„Sie müßten, scheinbar ohne von der so wichtigen Ernennung etwas zu wissen, von der man bereits spricht, Se. Eminenz vor einer Wahl durch die Sulpicier warnen, welche die ihnen anvertraute Jugend durchaus nicht kennen und dagegen für einen sehr fähigen Mann sprechen, den ich Sr. Eminenz schon empfohlen habe."

„Schreiben Sie mir den Namen Ihres Schützlings auf."

„Abbé von Lurson."

„Gut. Ich werde den Cardinal besuchen."

## 8.

## Ein erster Sturm im Herzen.

Als Fräulein von La Clavière aus dem traurigen Zustande erwachte, in den sie das Lesen des so offnen, aber auch so unklugen Briefes Julios versetzt hatte, suchte sie sich so viel als möglich von dem Eindrucke zu erholen, dessen sie sich nicht hatte erwehren können, ehe sie bei ihrer Tante erschien. Ihr konnte sie unmöglich einen solchen Brief zeigen, aber auch das Lesen desselben nicht versagen, wenn sie es verlangte, was sicherlich geschah. Sie nahm, zum ersten Male in ihrem Leben, zur Lüge ihre Zuflucht. Sie zerriß den Brief in viele kleine Stücke streute sie hinaus und sah, daß der Wind sie nach den hohen Dächern der Nachbarhäuser entführte.

Der Tante aber sagte sie:

„Julio grüßt Sie zum Schönsten; er fand eine Gelegenheit uns zu schreiben. Es geht ihm gut und er freut sich, uns bald zu sehen.“

„Lies mir den Brief des lieben Kindes vor.“

„Tantchen, ich habe den Brief zerrissen, weil es so hübsch aussah, wenn der Wind mit den Stücken spielte.“

„Du bist ein Kind, Louise. Ich hielt Dich für verständiger.“

Weiter wurde nicht über den Brief gesprochen, Louise aber war heiterer und liebevoller gegen ihre Tante und freundlicher gegen Madelette wie je. Ihr Herz freilich blieb sehr beklommen und sie begab sich sobald als möglich in ihr Zimmer, um sich auszuweinen und durch Thränen sich zu erleichtern.

Warum diese Aufregung?

Weil das Weib, das nicht Herrin über sich selbst ist, und über dessen Zukunft oft sogenannte Convenienzen und die kleinsten Ursachen entscheiden, dessen Glück und Unglück fast immer unvorhergesehen kommt, von der Vorsehung eine Divinationsgabe erhalten hat, durch die sie die Leiden und Schmerzen ihres Lebens voraus ahnt. Ist das eine Wohlthat für sie, die bisher das Opfer der von dem Manne gegebenen Gesetze war? Wurde dieses Ahnungsvermögen, wie allen schwachen Wesen, ihr gegeben, damit das Leid sie weniger überrasche und sie gegen die Gefahr sich waffnen könne?

Louise hatte noch nie ernstlich darüber nachgedacht, daß ihr Schicksal an das ihrer Tante und, nach dem Tode derselben, an das Geschick des Bruders gebunden sei, der in diesem Augenblicke zum Priester geweiht werden sollte. Jetzt enthüllte sich ihre ganze Zukunft vor ihr: sie sah die Tante sterben, die Jesuiten schamlos die beiden Waisen berauben und, da Julio zu ehrlich und gerade war, um seinen Weg in der Kirche zu machen, die beiden Opfer in einen Winkel verbannt, wo sie nicht einmal das Mitleid eines Freundes fand. Das Alles war für sie, die bis dahin sorglos und in tiefem Frieden gelebt hatte, das Schwert des Schmerzes, die erste Probe großer Angst.

Dann kam der Gedanke sich selbst ganz, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Liebe, ihr Sehnen nach Glück, dem Leben in einem armen Pfarrhause zu opfern. Wie auch ihr Beichtvater, der Jesuit, ihr von geistigem Leben und geistiger Freude sprach, wie er das Entzücken der Schwestern vom heiligen Herzen schilderte, die Natur

war stärker als die Beredtsamkeit des hochwürdigen Briffard. Tausend Gedanken drängten sich stürmisch in ihrem Herzen und es dauerte lange, ehe sie sich etwas beruhigten und sie sich sagen konnte: „Du Glaubensschwache, Du Stolze, murrest schon? Hat sich die Vorsehung verpflichtet, Dir für alle Stunden Deines Lebens Glück zu bieten? Bringt Dich schon der Gedanke an das Leiden auf? Wie soll es werden mit Dir, wenn es Dich vielleicht erreicht? Hast Du vor allen Andern das Vorrecht, davon befreit zu sein?"

Ihr Bruder Julio hatte sich immer bemüht, ihr Vertrauen zu Gott zu geben und Louise fürchtete sich versündigen zu können gegen den Vater, wider dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der um so weniger seine Menschenkinder verlassen wird.

Sie dachte von neuem an das stille Leben mit dem Bruder und sagte sich nun:

„Julio ist ja kein Tyrann; er liebt mich viel zu sehr, als daß er jemals mich in meiner Freiheit beschränken könnte. Der arme Bruder glaubt, es gebe in der Welt kein anderes Glück als die Geschwisterliebe, die er mir bietet! — Sollten aber wirklich die Jesuiten uns unser Erbe entziehen wollen? Gab sich darum Pater Briffard so viel Mühe, mich in das Kloster zu bringen? Sprechen und predigen diese Männer aus — Eigennutz, als Erbschleicher? Das wäre schrecklich . . . In den letzten Ferien sprach Verdelon, Julio's Freund, so heftig gegen die Jesuiten, seine ehemaligen Lehrer. Ich fand dies damals undankbar . . Wenn er Recht hätte! Gewiß arbeitet der alte Tournichon für sie bei der Tante. Er soll ein Jesuit sein. Fast alle Abende kommt er."

Sie hatte sich Verdelons erinnert und der Gedanke an ihn kehrte nochmals zurück. Sie suchte nach den Gründen, die den jungen Mann veranlaßt haben konnten, dem geistlichen Stande zu entsagen. Er war ernst, gar nicht so leichtfertig wie die jungen Herrn in der Gesellschaft, geistig sehr begabt, kenntnißreich und hatte immer von den Armen, Schwachen und Leidenden mit warmer Liebe gesprochen. Sie erinnerte sich der Stimme Verdelons, daß sie sehr weich geklungen und manche ihrer Töne tief in das Herz gedrungen. Selbst sein Name „August" kam ihr sanft und edel vor. Sie dachte ferner an seine hohe Gestalt, seine hohe und reine Stirn, an seine großen ehrlichen Augen, an seinen Mund mit den feinen Lippen und an sein Kinn, das auf Kraft und Entschlossenheit zu deuten schien. Es ließ sich erwarten, daß Louise den jungen Mann nicht mit Gleichgiltigkeit sehen würde, wenn sie ihm in Gesellschaft begegnete.

Das Hin- und Herwogen so vieler Gedanken, Erinnerungen und Befürchtungen ermüdete sie endlich und sie kniete nieder, um ihr Abendgebet zu verrichten. Aber ihre Phantasie war so aufgeregt, daß sie die nöthige Sammlung nicht finden, kaum das Vaterunser andächtig beten konnte. So zerstreut bei dem Beten war sie noch nie gewesen, aber schwerlich beichtete sie das aufrichtig das nächste Mal dem Pater Briffard.

Lassen wir aber das arme Kind ruhen und begeben wir uns noch einmal in den Saal, wo die Sieben zu Rathe sitzen.

Sie sprechen von dem schrecklichen Vorgange, von der Wahl des Secretairs. Es ist aber keine ruhige

Berathung, sondern der Ausbruch des Grolles und Hasses.

„Wenn der Cardinal bei seinem Eigensinne verharrt, müssen wir doch schweigen“, sagte der Provinzial.

Der Unwille war allgemein, als ein Briefchen, das ein Diener in Livrée gebracht hatte, dem Pater Provinzial übergeben wurde. Darin hieß es:

„Abgeschlagen, hochwürdiger Pater! Ich ermächtige Sie, aus dem Sprichwörterverzeichnisse das zu streichen, welches sagt: „was die Frau will, will Gott.“ Es lag mir viel daran, Ihnen einmal einen ernstlichen Beweis von meiner tiefen Dankbarkeit zu geben. Aber ich scheiterte an dem unerschütterlichen Entschlusse Sr. Eminenz. Ihr Schützling wird indeß, auf meine Bitte, eine vortheilhaftere Stellung erhalten. Ich freue mich auch über diese kleine Begünstigung.

„Schließen Sie mich, wegen meiner guten Absicht, fleißig in Ihr frommes Gebet ein und glauben Sie, hochwürdiger Pater, an die tiefe Verehrung

Ihrer ganz ergebenen

Eleonore von Maslacq.“

„Was liegt uns an unserm Schützlinge!“ sagte der Provinzial.

„Der Grünschnabel wird nichts als Dummheiten machen“, meinte Pater Fournier. „Aber Geduld! Der Cardinal lebt ja auch nicht ewig und unsere Gesellschaft stirbt nicht“.

„Mein Rath ist folgender“, sagte Pater Briffard. „Die Jugend ist eitel und läßt sich gern schmeicheln. Vielleicht könnten wir den Herrn Generalsecretair gewinnen. Ich könnte ihm verdächtig sein, weil ich der Beicht-

vater seiner Schwester bin. Beauftragen wir einen Andern, ihn häufig zu besuchen, um ihn wo möglich für die Gesellschaft zu gewinnen. Er ist ja unser Zögling und man könnte ihn durch die Aussicht auf eine hohe Stellung locken, ihm sagen, daß wir am Hofe gut stehen u. s. w."

„Es dürfte auch gut sein, wenn wir seiner Weihe beiwohnten," sagte ein Anderer.

„Ich werde mit einigen Andern selbst dahin gehen. Man bemerkt uns und diese Artigkeit wird ihm schmeicheln."

Das alles wird den jungen Menschen nicht gewinnen", fiel Pater Papillon ein; „ich kenne ihn; er ist sanft, aber fest in seinen Ueberzeugungen, und wir haben an ihm einen nicht gering zu achtenden Gegner. Am besten wird es sein, wenn wir ihn genau beobachten lassen und jede Unklugheit, die er begeht, uns zu Nutze machen."

„Pater Courtois," sagte der Provinzial, „empfehlen sie den Agenten die strengste Aufmerksamkeit. Keine seiner Handlungen, keins seiner Worte darf uns entgehen."

Der geheime Rath, der so Angeberei und Rache beschlossen hatte, endigte mit einem Gebet an die demüthige Mutter Dessen, der am Kreuze für seine Henker bat.

---

9.

## Die Priesterweihe.

Wenn der Cardinal von Flamarens General gewesen wäre, würde er häufig Paraden abgehalten haben. Er

liebte die Repräsentation. Er besaß eine prächtige Equipage, während sein Vorgänger bescheiden zu Fuß gegangen war und seinen Wagen für eine Schmach für einen Nachfolger der Fischer am See Tiberias gehalten hatte. Sein Lackei strahlte von Goldstickerei. Er sprach gern von Pferden wie ein Edelmann, hatte einen sehr schönen Marstall und gehörte überhaupt zu denen, die nicht herabzusteigen verstehen, um groß zu erscheinen. Im Grunde aber war er sehr gutmüthig. Während er sich mit äußerlichem Pomp und strenger Etikette umgab, liebte er die Wahrheit und hatte sich nichts vorzuwerfen, was seinem Stande und seiner Würde zur Unehre gereichte. Daß er die Jesuiten nicht liebte, haben wir schon bemerkt, wir gaben aber die Ursache nicht an: er hatte immer ihre Intriguen erfahren, die seinem ehrlichen Wesen zuwider waren. Er hatte auch seine Polizei und durch dieselbe wußte er, daß die frommen Väter sehr leichtfertig über das vertraute Verhältniß Sr. Eminenz mit der Marquise von Maslacq sprachen, deren Alter und Tugend sie doch vor jedem Verdachte hätten schützen sollen.

„Sie sind erbärmliche Menschen", hatte der Cardinal gesagt.

Unter den frühern Erzbischöfen fand die Ceremonie der Priesterweihe vier Mal im Jahre in der Kapelle des Seminars, bei verschlossenen Thüren, statt. Der Cardinal hielt sie öffentlich und sehr feierlich in der Kathedrale St. Stephan ab.

Dieser gewaltige Bau ärgerte indeß die Eminenz wegen seiner eigenthümlichen Einrichtung. Das Schiff und das Chor liegen nicht in einer Achse, so daß von dem erstern aus die Ceremonien im letztern nicht gesehen wer=

den können. Der würdige Mann war also untröstlich darüber, daß er von der glänzenden Gesellschaft von T., welche das Schiff bei jeder großen Ceromonie erfüllte, nicht bemerkt wurde, während er unter einigen alten Domherrn und Chorknaben einsam thronte. Wenn er es gewagt hätte, würde er — am liebsten auf dem großen Stephans-Platze das Amt gehalten haben.

Der Tag der Priesterweihe Julios war, dem Herkommen gemäß, ein Sonnabend und es hatten sich noch mehr Neugierige als sonst eingefunden.

Die Ceremonie hatte noch nicht begonnen als, den ehemaligen Zögling zu sehen, der Pater Provinzial mit zehn Patres von der Gesellschaft der Jesuiten erschien und still Platz nahm. Die Jesuiten wohnten zum ersten Male einer Priesterweihe bei. Der Cardinal machte leise den General-Vicar darauf aufmerksam. Die Ceremonie war ergreifend und imposant. Die Haltung Julios zog Aller Blicke an.

Als der Prälat seinen feierlichen Segen gegeben und sich in die Sacristei begeben hatte, brachte ihm die Geistlichkeit der Sitte gemäß ihre Huldigung dar. Die Neugeweihten wurden ihm von dem Superior der Sulpicier vorgestellt und er umarmte jeden herzlich. Besonders freundlich empfing er Julio, dem er die Hand reichte und sagte:

„Sie speisen heute Abend bei mir."

Plötzlich trat der Provinzial zu dem Cardinal und sagte:

„Eminenz, wir schätzen uns glücklich, heute der Weihe Eines unserer besten und liebsten Zöglinge beigewohnt zu haben. Er bedarf unserer Empfehlung nicht, aber wir würden sie gern geben, wenn sie nöthig wäre.

Hoffentlich macht er den hochwürdigen Sulpiciern so viel Ehre wie uns.“

Dann umarmte er Julio mit der freundlichsten Miene.

„Der Heuchler!“ sagte der Cardinal leise.

Julio erwiederte in aller Herzenseinfalt den Judaskuß. Manche Niederträchtigkeiten begreifen erhabene Naturen gar nicht. Während dieser Scene, welche in „Tartufe“ hätte vorkommen können, verließ Frau von Clavière am Arm Louisens die Kirche und begab sich in ihr Haus. Sie hatten, wie einige andere Verwandte der zu weihenden jungen Priester, neben den Chorgittern die ganze Ceremonie mit ansehen können und theilten nun einander die Gefühle mit, welche die Feierlichkeit in ihnen hervorgebracht. Sie wußten noch nichts von der hohen Stellung, die Julio bereits erhalten hatte, denn Tournichon war seit zwei Tagen nicht in dem Hause erschienen. Man hatte das Testament und man brauchte nicht mehr so aufmerksam gegen die alte Dame zu sein wie sonst.

Bei der Weihe war noch ein anderer Zeuge gewesen. Verdelon hatte dem Wunsche nicht widerstehen können. dem Feste beizuwohnen. Er hatte aber in der bereits überfüllten Kirche einen so schlechten Platz, daß er weder seinen Freund noch die Damen Clavière sah, an die er seit seinem Gespräche mit Julio sehr viel gedacht hatte. Er wußte indeß, daß durch gemeines Metall viel zu bewirken ist, drückte dem „Schweizer“ einen Franc in die Hand und sprach seinen Wunsch aus, auf die obere Galerie des Chors geführt zu werden. Der Kirchendiener mit dem gewaltigen Stocke verbeugte sich und antwortete:

„folgen Sie mir.“ Sie gingen auf einer schmalen Wendeltreppe hinauf, an deren Ende die Galerien sich befanden. Von dem Triforium, — denn das ist der archäologische Name der Galerien, welche den Chor der großen Cathedrale umgeben, — war der Anblick der Feierlichkeit allerdings so imposant, daß er auch auf Verdelon nicht ohne Eindruck blieb. Seine Augen suchten zuerst den Freund; er dachte bei sich:

„Er, ja, wird ein guter Geistlicher werden, ich aber that wohl daran, mich nicht zu binden.“

In diesem Augenblicke bemerkte er eine Dame, die ihm wunderbar schön erschien, in einfacher, aber eleganter Kleidung hinter dem Gitter, das er gerade vor sich hatte.

„Fräulein von Clavière! Sie ist es!“ sagte er sich und er konnte sein Auge von ihr nicht abwenden. Er ahnte aber nicht im Geringsten, daß für ihn irgend eine Gefahr dabei sei. Sonst, als er entschlossen gewesen war, die Pflichten des Cölibats treu zu halten, dem er sich zu weihen gedachte, hatte er in jedem weiblichen Wesen, selbst dem schönsten, nur ein Kunstwerk des höchsten Bildners gesehen und er vergaß jetzt, daß er frei sei und in sein Herz der Funke jener glühenden Leidenschaft fallen könne, der man alles opfert, wenn sie auf Hindernisse trifft. So trank er arglos wie ein Kind aus dem Becher dieser keuschen Circe mehr noch der Liebe, die er, ihm vielleicht unbewußt, schon in jenen lieblichen Tagen zu Clavière kennen gelernt hatte. Er vergaß in diesem Zauber alles um sich her, selbst die Heiligkeit des Ortes und erwachte aus seinem Entzücken erst, als die Geistlichen längst verschwunden waren und die Menge

sich bereits verlief. Wie ein Trunkener, der nicht sicher auf den Füßen steht, wankte er die dunkele Treppe von dem Triforium herab und er sah in der ganzen Welt nichts mehr als ein Mädchen, an das sein Herz durch ein starkes unsichtbares Band gefesselt war, Louise von Clavière.

Es war der erste Tag der so bitteren und doch auch so süßen Leiden derer, welche lieben.

„Louise und die Tante werden Julio sicherlich in dem Sprechzimmer des Seminars besuchen," dachte er und er eilte in die Taur-Straße, wo er zwei Stunden lang stand, um alle die zu beobachten, welche zu den Sulpiciern hineingingen. Er sah Louisen nicht.

„Vielleicht hat Julio die Erlaubniß erhalten, gegen die Sitte schon am Tage seiner Weihe zu seiner Tante zu gehen," tröstete er sich und er wollte bei der Frau von Clavière nach dem Freunde fragen. Aber ein Besuch, in solchem Augenblicke, wäre gegen alle Schicklichkeit gewesen. Er mußte sich also entschließen, in sein einsames Stübchen zurückzukehren, das ihm von diesem Tage an öder und trauriger erschien als zwei Jahre lang seine Zelle im Seminar. Er suchte Trost und Vergessen in goldenen Träumen und in Plänen für die Zukunft. Schon am nächsten Tage wollte er sein Rechtsstudium wieder aufnehmen, das er aufgegeben hatte, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Nach wenigen Monaten hoffte er sein Examen machen zu können. Er wollte recht fleißig arbeiten, wurde dann gewiß ein wohl gesuchter Advokat, erwarb Ehre und Geld und konnte um die Hand der schönen und reichen Erbin der Julios bitten.

Von den Herrlichkeiten des Lebens und von den Freuden des Herzens zu träumen ist ja das Vorrecht der Jugend und sie hat davon doch wenigstens Illusionen. Die, welche das Leben, wie es ist, bereits kennen und Erfahrungen eingesammelt haben, träumen so nicht mehr und ihnen ist nichts geblieben, als die Jugend um ihre Illusionen zu beneiden.

---

## 10.

## Das Mittagsmahl bei dem Erzbischof.

Julio hatte nach seiner Weihe den Superior der Sulpicier um die Erlaubniß ersucht, sogleich zu seiner Tante gehen zu dürfen und dieselbe auch erhalten. Der vortreffliche alte Mann setzte dann hinzu:

„Gott segne Sie, mein Sohn und gebe Ihnen Glück. Sie verdienen es. Aber Sie sind sehr bald hoch gestiegen und Sie haben Neider, ja gefährliche Feinde. Sie müssen sehr wachsam und vorsichtig sein, um den Fallstricken zu entgehen, die man Ihnen legen wird. Erlauben Sie Ihren besten Freunden, Ihnen zu rathen. Wir lieben Sie und schätzen uns glücklich, zu Ihrer Erhebung beigetragen zu haben. Ihre schöne Offenheit wird Ihnen sehr schaden, wenn Sie nicht streng über sich wachen. Sie werden ein tadelloses Leben führen, daran zweifle ich nicht, aber man wird Ihre Worte, lieber Julio, belauschen, deuteln und verbreiten, um Sie zu verderben."

„Wer sollten meine Feinde sein?" fragte Julio.

„Ich pflege nichts mitzutheilen von dem, was wir

erfahren. Sie treten selbst in die Verwaltung ein und wissen schon jetzt, daß die Ehre die Pflicht auferlegt, über alle Geschäftsangelegenheiten zu schweigen; wenn Sie aber von nun an auf alles das achten, was um Sie her vorgeht, werden Sie sich selbst bald Rechenschaft von vielen Dingen geben können, über die ich mich jetzt nicht näher erklären kann."

Als Julio sich entfernen wollte, hielt ihn der Superior zurück und sagte:

„Sie bemerken doch vielleicht lange nicht, von welcher Seite her Ihnen Fallstricke gelegt werden können. Ich will nun nicht geradezu sagen, daß die hochwürdigen Väter Jesuiten Ihre Feinde sind, aber ich rathe Ihnen, auf der Hut zu sein."

„Ich danke Ihnen; jetzt verstehe ich", sagte Julio und er ging. Jene Worte waren für ihn ein neuer Lichtstrahl gewesen. „Ja", sprach er bei sich, „die Jesuiten werden meine Feinde sein, ich kann daran nicht mehr zweifeln. Und ich bin allein, während sie eine mächtige Gesellschaft sind!"

Unter der Last dieser Gedanken begab er sich in das Haus, in welchem er seine glückliche Kindheit mit der Schwester verbracht hatte. Die Nachricht von der Gunst, welche der Cardinal ihm erwiesen, erfüllte die Tante und Schwester mit Freude. Die Erstere dachte bei sich, ihr talentvoller Neffe werde eine glänzende Laufbahn haben und das Vermögen nicht vermissen, das sie den Jesuiten vermacht habe. Louise ihrer Seits sah nur das Eine, daß lange nicht davon die Rede sein werde, Julio in ein einsames Pfarrhaus zu verweisen.

Bei dem Diner in dem erzbischöflichen Palaste, be-

fand sich nur der Cardinal, der Generalvicar Gaguel, dessen früheres Amt Julio übernehmen sollte, Fräulein von Flamarens, die Schwester des Cardinals, Frau von Maslacq, die vertraute Freundin derselben und Julio, der neue Secretair. Es war das eine große Gunst für den jungen Mann, denn der Cardinal war bei Tische gern so unbefangen und heiter als möglich und vermied es deshalb, an seinem Tische ein Gesicht zu sehen, vor dem er Rücksichten hätte nehmen müssen. Er wußte aus Erfahrung, daß selbst die geringfügigsten Handlungen der Großen beobachtet, alle ihre Worte weiter getragen werden. Deshalb empfing er seine hohe Geistlichkeit nur ceremoniel und bei großen Festdiners.

Seine Schwester war eine buckelige, ziemlich joviale alte Jungfer, die den Abbé Gaguel völlig beherrschte, der sonst, wie man wissen wollte, ihr sehr vertrauter Freund gewesen war und seiner Seits den Cardinal beherrschte. Wer Fräulein von Flamarens mißfiel, mißfiel auch dem Abbé und war dann verloren. Der Cardinal hatte volles Vertrauen zu ihm und ließ ihn schalten und walten.

Als Julio zur bestimmten Stunde im Palaste erschien, geleitete ihn der Kammerdiener in das Privatcabinet des Cardinals, der ihn mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen empfing.

„Ich kenne Sie nicht, mein lieber Abbé", sagte er, „aber Sie sind willkommen, denn Sie bringen die beste Empfehlung mit, die der Vorsehung, welche das Thun der Cardinäle und der gewöhnlichen Sterblichen nach ihrem Willen leitet. Wir sind ganz unter uns. Bei Tische werden Sie meine Schwester, den Abbé Gaguel,

den Sie schon kennen und die Marquise von Maslacq, eine alte Freundin meiner Schwester, sehen. Da bin ich weder Cardinal noch Erzbischof; ich mache es mir bequem wie der Köhler in seiner Hütte. Thun sie dasselbe und sehen Sie sich als ein Kind des Hauses an."

Julio schwieg, aber er ergriff, tiefgerührt von so liebevollen Worten, die Hand des Cardinals und küßte sie ehrerbietig.

Der Tisch war in einem kleinen Speisezimmer ganz in der Nähe gedeckt. Ein einziger Diener, dessen man ganz sicher war, servirte. Der Cardinal stellte Julio seiner Schwester und der Frau von Maslacq vor. Er hatte nie bessern Appetit und bessere Laune gehabt und neckte seine Schwester.

„Erinnerst Du Dich noch, als Du mir Herrn Gaguel vorstelltest?"

„Sehr wohl."

„Du hattest da eine glückliche Hand. Ja, die Weiber! Wer sich ihnen vertraut, ist gut bewahrt."

„Vor einigen Tagen waren Euer Gnaden nicht so gesinnt gegen mich", entgegnete die Marquise.

„Da baten Sie für die Jesuiten; Sie führten eine schlechte Sache und verloren sie — mit Recht. In Herrn Julio da habe ich einen ehrlichen Mann. Hätte ich auf Sie gehört, wäre an seiner Stelle ein Spion und die guten Väter in dem Inquisitionspalast würden mancherlei über Sie und mich zu sagen wissen."

„Das ist böswillig!" sagte Fräulein von Flamarens. „Was soll Herr Julio von uns denken? Uebel von den Jesuiten zu reden!"

Sie liebte die Jesuiten so wenig wie ihr Bruder,

aber sie widersprach ihm gern und stritt mit ihm, weil entweder ihr Charakter so war, oder — um die Unterhaltung zu beleben.

„Ich bin nichts weniger als böswillig, ganz das Gegentheil", antwortete der Cardinal. „Höre, was geschah."

Und er erzählte in der pikantesten Weise, wie die Marquise zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, ja nicht den Secretair zu nehmen, den die Sulpicier ihm empfohlen, sondern einen weit bessern Candidaten, den die Jesuiten ganz ausdrücklich zu diesem Zwecke gebildet hätten. „Und nun, Schwester, frage Herrn Julio nach der rührenden Scene, die in der Sacristei von St. Stephan nach der Weihe vorkam."

„Ich bitte um Entschuldigung, Ew. Eminenz erzählen weit besser."

„Nein, nein; meine Schwester würde mir nicht recht glauben. Sie soll alles aus Ihrem Munde selbst hören, denn Ihnen traut sie keine Uebertreibung zu."

Julio mußte also gehorchen und erzählte von der liebevollen Umarmung, mit der ihn vor der ganzen Geistlichkeit der Pater Provinzial beehrt.

„Das ist kluge Politik, nichts weiter," sagte die Schwester. „Ich finde es ganz natürlich, daß sie ihre Creaturen haben wollen."

„Für mich hat das einen andern Namen. In meinem Wörterbuche steht — Heuchelei."

„Heuchelei? Das ist stark," antwortete die kleine Alte, um den Cardinal noch mehr zu reizen. „Das ist nicht zu beweisen."

„Ich glaube, das Erzählte sei genug; willst Du noch mehr wissen?"

„Sehr gern.“

„Was sagst du dazu, daß dieselben Männer, welche den armen Abbé so zärtlich umarmten und so warm empfahlen, alles gethan haben, um seine Priesterweihe zu verhindern?“

„Nicht möglich!“ fiel Frau von Maslacq ein. „Feinde der Jesuiten werden einige Worte übertrieben haben. Man hat ja den guten Vätern so vielerlei Schlechtes zugeschrieben, daß man sich endlich für sie erklären muß.“

„Frau Marquise und wenn ich Ihnen Schwarz auf Weiß zeigte . . ?“

„Man hat ja auch die Unterschrift des heiligen Franz von Sales gefälscht, um ihm einen schändlichen Brief zuschreiben zu können.“

„Und wenn ich Ihnen einen eigenhändigen Brief des Pater Provinzial zeigte, der mir von dem Superior der Sulpicier übergeben worden ist, würden Sie sagen, der würdige Priester habe die Hand des Provinzial nachgemacht?“

„Das nicht . .“

Der Cardinal nahm aus einem kleinen Portefeuille, welches er immer bei sich führte, den denuncirenden Brief gegen Julio und überreichte ihn der Marquise, während er zu Julio sagte:

„Die Geschäfte des Sprengels werden von Morgen an vor Ihnen liegen und so müssen Sie alles wissen. Da Sie Theologie studirt haben, so sagen Sie den Damen, ob ich die „guten Väter“ verleumde.“

„Das hätte ich nicht geglaubt,“ seufzete die Marquise.

„So sind Sie nun in T.“, fuhr der Cardinal fort;

„immer gerathen Sie mit Ihrer südlichen Lebendigkeit in die Extreme. Es giebt bei den Jesuiten gewiß sehr verständige Leute, tugendhafte Priester und treffliche Lehrer, man findet bei ihnen wie bei der Weltgeistlichkeit einige Ausnahme-Naturen, welche den großen Mustern alter Priestertugenden gleichen, aber warum macht man aus ihnen allen große Gelehrte, Redner ersten Ranges und wunderthätige Heilige? Ernenne ich einen jungen Mann, der ganz gut spricht und ein treffliches Gedächtniß hat, zum Vicar, so geht keine von den vornehmen Damen zu seinen Predigten. Kommt aber derselbe junge Mann, mit der gleichen Begabung, aus dem Inquisitionshause, da spricht alle Welt in T. entzückt „welches Talent! Ein zweiter Ravignan! Lacordaire ist nichts gegen ihn!" Alle drängen sich in eine kleine Capelle und bewundern Sätze, über die sie gegähnt hätten, wenn sie aus anderem Munde gekommen wären. Mit einem Wort, Sie sind Thörinnen."

„Ich danke für das Compliment," antwortete Fräulein von Flamarens.

„Ganz Unrecht hat der gnädige Herr nicht," sagte die gute Marquise. „Ich bekenne meinen Theil von Schuld."

„Woher aber," fragte das Fräulein, „die allgemeine Meinung, daß die Jesuiten an Wissenschaft, Talent und Tugend den andern Geistlichen überlegen seien?"

„Sie sind so klug, es so oft und so lange zu sagen, daß man es ihnen endlich glaubt."

„Das ist leicht gesagt; ihr Name würde nicht so gefeiert sein, wenn bei ihnen nicht mehr Abwendung von

dem Irdischen, Armuth, unbedingter Gehorsam und Reinheit des Lebens sich fände als anderswo."

„Sind wohl die Jesuiten keuscher und gehorsamer als die Karthäuser, Benedictiner und Trappisten? Und gar ihre Armuth! Die Männer in unermeßlich reichen Häusern, in denen es an Brot nie fehlen kann, die Keller mit Wein gefüllt und Lebensmittel aller Art für mehrere Jahre aufgehäuft sind, arm zu nennen, Männer, die zweimal täglich durch die Glocke an eine mit trefflichen Speisen besetzte Tafel gerufen werden, nenne ich Mißbrauch des Wortes. Die Jesuiten legen wie die Damen vom heiligen Herzen und Andere das Gelübde des Reichthums ab."

„Der Herr Cardinal führen ärgerliche Reden," sagte die kleine Alte.

„Aergerliche Reden? Wir sind alle nicht von heute. Wir wissen, welche Armuth es in der Welt giebt und wenn ich einen Arbeiter in die Kirche kommen sehe mit dem Mädchen, mit dem er sich trauen lassen will, da sage ich, der Mann legt das Gelübde der Armuth ab. Geht ein Mädchen, das arbeitsscheu ist und Noth mancherlei Art in der Nähe gesehen hat, in das Kloster, so weiß sie, daß es ihr nie an etwas fehlen wird. Ja, wir wiegen uns in mancherlei Lügen in unserer guten katholischen Welt."

„Das ist stark."

„Ja, Frau Marquise, ich sage es Ihnen auch nur leise in das Ohr und hüte mich wohl, vor den Leuten so zu sprechen. Ich würde gesteiniget werden. Obgleich ich Cardinal, Erzbischof und Senator des Kaiserreichs bin, würde ich übel ankommen, wenn ich es wagte den

Schleier von diesen Lügen zu heben. Frau Marquise, in einigen Monaten trete ich in mein siebenzigstes Jahr, bin aber noch frisch und munter, wie Sie sehen, und will in Frieden mit der Familie des heiligen Ignatius sterben. Die Tugenden, die man an den Jesuiten und Andern preiset, würden in meinen Augen weit mehr Werth haben, wenn sie unter den harten Prüfungen draußen in der Welt geübt wären und gebe Gott, daß bald ein anderer Geist und ein besseres Verständniß der Größe des Christenthums die veralteten Einrichtungen in der Kirche beseitige und die ächte Demuth, die ächte Keuschheit, den ächten Gehorsam in die Familie zurückführe, jenes Heiligthum, in welches der Anfang des Christenthums die Kirche versetzte, während wir ihm die gläubigen Herzen entziehen und sie in das Kloster bringen."

„Je älter der Herr Cardinal werden, um so größerer Philosoph werden Sie!"

„Allerdings, ich habe nicht immer so gedacht wie jetzt. Auch ich stand unter dem Einfluß der Ideen, die in der Geistlichkeit herrschen, auch ich heulte mit den Wölfen und das ist ein Glück für mich gewesen, denn ich wäre sicherlich nicht Cardinal geworden, hätte ich nicht gesprochen und gehandelt wie die Andern. Die Ideen, die sich unter meinem weißen Haar finden, liegen auch in einigen jungen Köpfen, mein lieber Abbé. Ich weiß recht wohl, was vorgeht. Ich wählte Sie nicht ohne Absicht, denn ich ahnte, daß auch Sie der Partei des kirchlichen Fortschritts angehören. Gleichwohl, sehen Sie sich vor, denn so mächtig ich bin, würde ich Sie doch nicht retten können."

## 11.

## Die erzbischöfliche Correspondenz.

Alles was Julio da hörte erregte in ihm mehr Ekel und Unwillen als Haß. Es gab ihm Veranlassung nochmals ernstlich über die Gesellschaft der Jesuiten nachzudenken. „Wie ist diese kleine Anzahl von Männern zu so großer Macht gelangt? Sie haben die Einheit und den Eifer der geheimen Gesellschaften. Jemehr die öffentliche Meinung sie angreift, um so mehr Kraft schöpfen sie aus diesem Märtyrerthume. Sie sind wie die Condottieri dem Staate gegenüber, der sie ausstieß; sie müssen siegen oder unterliegen. Lamennais sagt: „meine Meinung über die Gesellschaft gründet sich nicht auf den Geist und das Talent ihrer Mitglieder, sondern auf den Gedanken, aus welchem ihre Stiftung hervorgegangen ist und auf die nothwendigen Folgen. Ich halte die Constitution des Ordens für wesentlich fehlerhaft und den Orden selbst im Ganzen für schädlicher als nützlich. Es liegt in ihm etwas, das gegen die Natur und den wahren Geist des Christenthums ist." Das ist ein Todesurtheil. Se. Eminenz denkt ebenso. Die Sulpicier fürchten die Jesuiten und man schweigt in ihrer Gegenwart, um sich ihrer Rache nicht auszusetzen.. Was hat gerade mich als Eines ihrer Opfer bezeichnet? Sie tragen Verlangen nach meinem Erbe und ich ahne, daß es einen schrecklichen Kampf geben wird, den ich wenigstens nicht hervorgerufen habe. Es ist auch ein Ruhm, vor solchen Gegnern nicht zurückzuweichen."

Der Cardinal ließ bald darauf Julio rufen, denn es war die Zeit, in welcher er mit seinem Secretair seine Verwaltungsgeschäfte zu besorgen pflegte.

„Ich werde Sie in diese tägliche Arbeit einführen, lieber Abbé," sagte er. „Sie ist oft langweilig und bringt in Verlegenheit, lange aber dauert sie nie, noch ist sie sehr beschwerlich. Ich habe einen der größten Sprengel und ich gelte für Einen der besten Administratoren. Ich verdanke dies dem Purpur, sähe es aber, offen gesagt, lieber einer guten That oder einem Buche zugeschrieben. In einer Stunde werden wir täglich unsere Aufgabe bewältigen können. Beginnen wir. Wir haben die Briefe zu lesen, die Antworten darauf zu bestimmen und Kenntniß von den Berichten zu nehmen. Hier sind die Briefe. Eröffnen Sie dieselben."

Julio begann:

Dunel, Vicar zu St. Brat, theilt Ew. Eminenz den langgehegten Wunsch mit, in einen Orden einzutreten. Er fürchtet an seinem Platze zu wenig Gutes wirken zu können und glaubt Gott angenehmer zu sein, wenn er zu den Patres Maristen tritt.

„Ich erhalte viele solcher Briefe, die immer heißen: ich langweile mich als Pfarrer; befördern Sie mich. Antworten Sie: „„Se. Eminenz kann keinen Geistlichen hindern, in einen Orden zu treten, läßt also auch den Abbé Dunel seinem Berufe folgen."" Von zwanzig Priestern, die mir jährlich so schreiben, gehen nicht zwei wirklich in das Kloster."

Der Herr Pfarrer von Cuchon schreibt über den leichtfertigen Wandel des Pfarrers von Juget, Lemant; er lebe zu vertraut mit den Leuten in seinem Dorfe,

mache sogar Verse und habe Spottlieder auf seinen Maire, seinen Schullehrer und einige Collegen gemacht.

„Antworten Sie, Se. Eminenz werde die Sache bedenken und danke vorläufig für die Anzeige. Dann schreiben Sie an den Pfarrer von Saint-Mamer, er möge sich, aber recht vorsichtig, nach dem Verhalten des Pfarrers von Juget erkundigen. Ich vermuthe, daß der sonst würdige Pfarrer von Cuchon etwas übertreibt."

Frau von Saint-Martory bittet um Ihre Vermittelung, um „Schwestern der Fürsorge" zur Krankenpflege für den Flecken bei ihrem Schlosse zu erhalten.

„Den Brief legen Sie bei Seite; gegen Damen muß man artig sein. Sie lieben die Autographen und ich werde ihr selbst schreiben."

Der Pfarrer von Salies bittet um die Ermächtigung, einen Altar zu bauen.

„Genehmigt."

Der Maire von Prioux beklagt sich sehr über den Pfarrer, der ihn oftmals leicht erkenntlich auf der Kanzel bezeichne und — überhaupt gegen ihn spreche.

„Schreiben Sie dem Pfarrer, Se. Eminenz empfehle ihm die größte Klugheit dem Herrn Maire gegenüber; ich möge mich nicht in die Beschwerden mischen, die sie gegen einander haben könnten, ersuche aber den Herrn Pfarrer, etwas zu thun, um Frieden zu haben, er müßte denn eine andere Pfarre haben wollen, die ihm gegeben werden solle."

Der Maire von Saint-Frajou meldet, daß der Pfarrer sich mit einem Mädchen von 22 Jahren entfernt habe, die er früher schon oft in sein Haus, wegen verschiedener Arbeiten, beschieden. Die Familie sei sehr

aufgebracht und die Sache mache ärgerliches Aufsehen. Der Maire habe bei der Staatsanwaltschaft bereits Anzeige gemacht. Die beiden Schuldigen sollten sich nach Paris gewendet haben.

„Immer solche Scenen! Wie viel Schaden thut dieses unglückselige Cölibat der Kirche. Schreiben Sie, Se. Eminenz habe mit Betrübniß von dem Vorfalle gehört und schon früher im Stillen den armen Pfarrer warnen lassen. Er wird den Kopf verloren haben und in Verzweiflung endigen.“

Fräulein Louise Givot, Lehrerin in Aurignac, beklagt sich über den Pfarrer, der im Anfange freundlich gewesen, jetzt aber sie überall verleumde und sie verdrängen wolle.

„Eifersucht der Lehrerin oder Rache des Pfarrers. Auch hier Schmuz. Schreiben Sie dem Fräulein, Se. Eminenz werde die Sache in Ueberlegung ziehen, und dem Pfarrer, er habe sich wegen seines Verfahrens gegen das Fräulein zu rechtfertigen.“

Der Pfarrer von Monteil bittet um die Erlaubniß, drei Wochen zu verreisen und sich durch seinen Nachbar vertreten zu lassen.

„Genehmigt.“

Brief mit Geld für Dispense.

„Schreiben das Sie ein.“

Der Pfarrer von Lukens fragt, ob er Herrn Nadau, der ohne Sacrament gestorben und wegen seiner Gottlosigkeit bekannt gewesen sei, nie die Kirche besucht und das Siècle gelesen habe, ein kirchliches Begräbniß gewähren solle.

„Freilich. Die Schwachköpfe!“

Der Pfarrer von Scaldens wünscht sehr, Ew. Eminenz weihten den neuen Friedhof der Gemeinde.

„Schreiben Sie, Se. Eminenz sei durch Arbeiten verhindert und werde einen seiner Generalvicare senden. — Ich erspare ihm so die Verlegenheit, seinen Erzbischof zu empfangen.“

Dies ist der letzte Brief.

„So lesen Sie die Berichte.“

Hier wird die Flucht des Pfarrers von Saint-Frajou mit Margarethe Biel angezeigt.

„Das wissen wir schon. Was meldet die Central-Polizei?“

Der Pfarrer von . . . setzt noch immer seine Besuche in später Nachtstunde in dem Hause Nr. 7 der Museums-Straße fort, das Haus sei verdächtig.

„Weiter!“

Es gehen noch immer Gerüchte über Einen der „Brüder der christlichen Schulen“ in S. Es sind Anzeigen von Kindern eingegangen und es soll eine strenge Untersuchung angestellt werden.

„Die unglückseligen „Brüder!“ Immer die alte Geschichte. Es sind viele gemeine und rohe Naturen unter ihnen und man glaubte gut zu thun, wenn man solche Leute zum Cölibat verurtheilte!“

Einer der Vicare befindet sich immer bei den Fräuleins Pernaud. Er ist ihr Beichtvater. Sie sollen Verzückungen haben und weissagen. Der Aeltern wäre die heilige Jungfrau erschienen, sagt man. Es sollen in dem Hause noch andere Dinge verlauten und man giebt an, die jüngere Schwester sei schwanger.

„Da werden wir bald ein großes Skandal zu er-

warten haben. Schreiben Sie dem Herrn, er möge Freitags um zwei Uhr zu mir kommen. Es ist ein exaltirter junger Mensch. Sein Fanatismus könnte ein nur zu menschliches Ende nehmen."

Die Jesuiten unterhandeln über den Ankauf eines großen Grundstücks, um da ein Haus zu bauen. Sie sind sehr rührig in der Stadt und suchen bedeutende Summen zusammen zu bringen; sie bearbeiten namentlich alte und schwache Personen, um Geschenke von ihnen zu erlangen. Als ihre Agenten nennt man Tournichon, Marquet und Legros.

„Das weiß ich besser als der Herr Commissar."

Ein Bettelbruder, ein Genovefiner, ist vor den Commissar gebracht worden und hat anscheinend richtige Papiere, sowie die Erlaubniß seines Superiors zur Einsammlung von Gaben vorgezeigt. Man fragte durch den Telegraph nach und erhielt die Antwort, daß in Lyon kein solcher Orden bekannt sei. Der Mensch ist verhaftet worden und soll der Staatsanwaltschaft überwiesen werden.

„Ein neuer Industriezweig. Was noch?"

Nichts weiter, Eminenz.

„Das ist also, lieber Abbé, unsere tägliche Arbeit. Ist unsere kirchliche Wirthschaft nicht schön? Und wichtige Sachen haben wir heute gar nicht gehabt. Durch sie wird Ihre theologische Kenntniß auf die Probe gestellt werden. Es kommen gar drollige Dinge vor. Besorgen Sie nun Ihre Antworten und bringen Sie guten Appetit zum Frühstück mit."

## 12.

# Julio's erste Predigt.

Es waren noch nicht acht Tage seit der Ernennung Julios als Generalsecretair des Erzbischofs vergangen, als die gesammte Geistlichkeit über diese Anstellung allerlei Bemerkungen machte. Die Jesuiten hatten die Parole ausgegeben und alle frommen Weiber meinten, der arme Cardinal werde doch altersschwach, er habe da ein wahres Kind zum Generalsecretair gemacht. Die alten Geistlichen sagten: das begreifen wir nicht; die jungen Priester beherrschen uns also jetzt? Diejenigen, die nach diesem scheinbar unbedeutenden Posten gestrebt hatten, der aber meist zu einem Generalvicariate oder Bisthum führt, ließen ihren Aerger an Julio aus und verkündeten seinen nahen Fall; der Neid wittert Ungnade wie die Hyäne Leichen. Oeffentlich freilich und namentlich vor Personen, die irgendwie mit dem Cardinal in Verbindung stehen konnten, sprach man nur von dem Talent, der Bescheidenheit und der guten Haltung des neuen Secretairs.

Der Erzpriester von St. Stephan, ein Mann von sehr mittelmäßigem Talent, aber großer Gewandtheit, der bei den letzten Wahlen viel dazu beigetragen hatte, die Wahl des Vicomte von Baziège in die gesetzgebende Versammlung durchzusetzen, weil derselbe, als vertrauter Freund eines Ministers, ihm die Bischofsmütze versprochen, fand in der Ernennung Julios eine günstige Gelegenheit, dem Cardinal zu schmeicheln. Er wußte ja sehr gut, daß

seine Wünsche scheiterten, wenn Herr von Flamarens, der Cardinal und Senator, irgend wie dagegen sei. Es war ihm also von großer Wichtigkeit, Se. Eminenz für sich zu gewinnen. Herr von Baziège hatte ihm gesagt: „wenn Sie ein Schreiben des Cardinals an den Minister erlangen können, wird es für unsere Sache sehr förderlich sein.“ Er erschien also nach dem Frühstück, zu der Zeit, in welcher der Cardinal, wie er aus Erfahrung wußte, stets in der vortrefflichsten Stimmung war.

„Eminenz,“ sagte er mit seinem freundlichsten Lächeln und unter der tiefsten Verbeugung, „ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn ich der letzte wäre, der Ihnen über die Wahl in der Person des Abbé Julio seine Glückwünsche bringt. Mein Freund, der Superior des Seminars, hat mit ganz besonderer Achtung von ihm gesprochen. Er meint auch, er werde jedenfalls ein großer Prediger werden. Deshalb wollte ich die Bitte auszusprechen mir erlauben, daß uns Herr Julio eine Predigt zu unserer Kirchweihe schenke.“

Der Cardinal dachte bei sich, als er diese Worte hörte: Du bist ein Schmeichler und suchst etwas. Indeß, die Vorsehung bedient sich der Thoren wie der Uebrigen. Er antwortete also:

„Herr Erzpriester, ich gebe meine Einwilligung sehr gern. Sprechen Sie mit Julio selbst. Sie verlangen freilich viel von ihm. Wir haben nur noch vierzehn Tage bis zur Kirchweihe.“

„O, der Herr Abbé wird sich schon lange vorbereitet haben.“

„Gehen Sie zu ihm.“

Julio schlug Anfangs die Bitte rund ab, und er

hatte seine guten Gründe dazu. Er hatte ja bis jetzt nur vor seinen Mitschülern Predigtversuche gemacht. Aber der Erzpriester wurde immer dringender.

„Gott wird Ihnen beistehen,“ sagte er, „und ein Anfang muß doch einmal gemacht werden, ob früher oder später, dürfte gleichgiltig sein.“

Julio ließ sich endlich bewegen, „aber,“ sagte er, „Sie werden nur eine Stegreifrede erhalten. Ich habe weder Lust noch Muth, eine Predigt aufzuschreiben. Beklagen Sie sich also nicht, wenn der Versuch mißlingt.“

„Die Stegreifreden sind mir die liebsten“, antwortete der Erzpriester, der zugleich Julio zum Diner nach der Predigt am Sonntage einlud. Er glaubte nun, es könne ihm mit seinen Plänen und Hoffnungen kaum fehlen, leitete also alles mit seiner erprobten Geschicklichkeit weiter. Er lud zu dem Diner mehrere ausgezeichnete Advokaten und Professoren, auch einen Journalisten, welcher über die erste Predigt des jungen Redners berichten sollte. Er erkundigte sich ferner nach Julios Freunden und da man ihm nur Verdelon nannte, den er einmal bei einer alten Dame getroffen hatte, so lud er auch diesen ein. Natürlich theilte der Erzpriester Jedermann das große Geheimniß mit, daß der Abbé Julio eine Stegreifpredigt halten werde und es gelang ihm vollständig, die allgemeine Neugierde in hohem Grade zu erregen.

Vielleicht sieht man eine Uebertreibung in Dem, was wir zu berichten haben, aber wer den Süden kennt, wird es nur in der Ordnung finden. Schon um fünf Uhr früh, als die Thüren der alten Kirche geöffnet wurden,

drängte sich die Menge in das Schiff, um einen guten Platz zu erhalten. Die Dienstleute aus den vornehmen Familien löseten einander von zwei zu zwei Stunden ab, damit die bevorzugten Plätze gewahrt würden, und obgleich die Predigt erst nach der Vesper um drei Uhr gehalten werden sollte, so war doch kaum die letzte Mittagsmesse vorüber, als sämmtliche Equipagen der Stadt auf den Stephans-Platz rollten, die Damen in reicher Toilette sich in die Mitte des Schiffes drängten und die Herren im schwarzen Frack, wie zu einem Feste, den ganzen freigebliebenen Raum einnahmen. Als dann der Cardinal mit der Geistlichkeit erschien, um die Predigt ebenfalls zu hören, mußte man die compacte Masse zurückdrängen.

Endlich trat Stille ein. Alle Herzen klopften. Der junge Geistliche, der eine kurze Zeit auf der Kanzel gekniet hatte, richtete sich auf. Er blickte nicht stolz umher, wie es wohl manche mittelmäßige Prediger thun, er verbeugte sich nicht grüßend vor der Versammlung, er legte kein blendend weißes Taschentuch auf den Kanzelrand, er schlug bescheiden sein klares Auge auf und begann seine Rede.

Zuerst entschuldigte er sich, daß er bei seiner Jugend und Unerfahrenheit in Gegenwart Sr. Eminenz und einer hocherleuchteten Geistlichkeit einen Gegenstand zu behandeln wage, welcher die Gedanken eines durch Alter und Erfahrung gereiften Mannes verlange, aber das Fest, das gefeiert werde, lege ihm diesen Gegenstand auf. Er werde von der Kirche, von ihrem Geiste in der Vergangenheit, von ihrem Leiden in der Gegenwart und von ihren Hoffnungen in der Zukunft sprechen.

Er sprach dies mit leise bewegter, aber klangvoller

Stimme, die man in dem ganzen großen Gebäude deutlich vernahm. Man fühlte bereits die Wirkung des Zaubers, der aus dem Contrast so großer Jugend und einer Sprache entstand, die schon in dem kurzen Eingange eine große Gedankenfrische und seltene Anmuth der Rede ahnen ließ. Nach dem Vorgange Bossuets behauptete er, daß die Kirche ihre Wiege weder in dem kurzen Zeitraume des irdischen Lebens Jesu, noch in den Katakomben gehabt, in denen sich die ersten Christen verbargen, sondern daß die Kirche die gläubige Menschheit von Adam und den alten Patriarchen her sei, die ihre Hohenpriester und Opferer gewesen. Er schilderte sie groß und stark, so lange sie den urspünglichen Geist der Brüderlichkeit und der Freiheit vor jeder Knechtschaft bewahrt, der ihr den glänzenden Sieg über die pomphaften, aber unfruchtbaren Religionen der alten Welt verschafft.

„Christliche Kirche", rief er aus „das war die Zeit Deiner wahren Herrlichkeit. Du suchtest keinen Glanz in vergänglicher Größe. Du überließest das Gold der Bildsäulen dem olympischen Jupiter, den Marmor, von genialen Händen gemeißelt, der Venus von Cypern und die kunstvolle Bronze dem Pantheon, der im heidnischen Rom zu Ehren aller von den Dichtern erfundenen Gottheiten erbaut war. Du führtest die Menge nebst den Magistraten der großen Städte nicht in Prozessionen umher gleich den Panathenäen, welchen Demosthenes den Vorwurf machte, sie kosteten dem Schatze der athenienfischen Republik so viel wie alle Flotten, die man bedurft habe, um die ehrgeizigen Angriffe des Königs von Macedonien abzuschlagen. Du bekleidetest Deine Hohenpriester, Deine Priester und Diaconen, die Diener der

Armen, nicht mit prachtvollen Gewändern, gleich den Togas der Senatoren und den Mänteln von Seide und Gold, welche die Könige tragen. Du verschmähtest die Pracht der Tempel, die von Marmor gebaut und von großen Künstlern gemeißelt waren. Du bedurftest keiner großen Besitzungen wie die heidnische Priesterschaft, welche der abergläubischen Leichtgläubigkeit die Reichthümer von Generationen entriß, um in Trägheit oder Schwelgerei davon zu leben. Dein Altar war fleckenlos und man gelangte zu ihm nur durch den Glauben und ein frommes Leben. Alle naheten sich ihm, denn alle glaubten und waren rein. Man predigte nicht die Theorie eines übertriebenen Mysticismus, sondern man sagte den Menschen: ihr seid Brüder, liebet Euch unter einander. Lieben heißt sich hingeben, sich hingeben heißt Christus nachahmen, der für alle gestorben ist, Christus nachahmen aber heißt, ein besseres Leben gewinnen. Das lehrte man, nichts anderes. Alle Priester waren arm und vertheilten den Schatz der allgemeinen Mildthätigkeit an die Armen. Alle Kirchen waren einfache Basiliken, von denen man in dem modernen Rom noch Spuren findet, große Hallen, welche gegen die Sonne und gegen die Kälte schützten und in denen sich die Christen versammelten, die selbst wahrhafte Tempel Gottes waren. O Kirche, wenn ich Dich sehr lieben, wenn ich Deine Erniedrigung und Deine Leiden vergessen, wenn ich mir das Ideal vorstellen will, das Du in der Zukunft verwirklichen mußt, wenn Du mehr sein willst als eine alte Erinnerung an die Geschichte der menschlichen Geschlechter, bewundere ich Dich in der Zeit, ehe du Deine ursprüngliche Wärme in der traurigen materiellen Größe erkalten ließest, sehe ich Dich, ehe Constantin, der erste

Kaiser, der das Kreuz begrüßte, Dir den weltlichen Arm lieh, durch den Du im Verlaufe langer Jahrhunderte zu sehr nach äußerer Herrschaft gestrebt hast, bis die Völker Dir droheten, zu ihrem alten Aberglauben zurückzukehren oder neuen Glauben zu suchen. So warst Du, Kirche, in der Blüte Deiner goldenen Zeit und so wirst Du eines Tages wiederum werden müssen, wenn Du die blasirte Welt von neuem erfassen willst, die jetzt nur Deinen Verfall sieht. Sonst wirst du leben, wie das Heidenthum lebte, so lange die noch übrige Verehrung der Völker dauert und dann sterben, gleich ihm, an Altersschwäche vor den Augen der Menschen, die sich einen andern Glauben geben würden, wenn es möglich wäre."

Er schilderte dann den gegenwärtigen Zustand der Kirche und zeigte endlich mit großer Klarheit, daß die Zukunft der Kirche nur von ihr allein abhänge, und daß ihre Kraft jetzt in einer Krisis schlummere.

„Eminenz und liebe Zuhörer," schloß er, „ich bin nur ein Jüngling vor Ihnen und Gott hat mir nicht gleich den Propheten die Macht gegeben, den Schleier der Zukunft zu heben. Aber ich muß, wie der junge Daniel, zu den Alten und Weisen meines Volkes sagen, daß man an diese Zukunft denken, sie vorbereiten, ihre Wohlthaten ahnen muß. Viele Herzen schwanken in der Welt, der Unglaube reißt sie mit sich fort, sie ermatten in tödtlichem Zweifel, sie würden aber die Gegenwart, die sie betrübt, ertragen, wenn sie auf eine minder trostlose religiöse Zeit hoffen dürften. Habe ich auch nur einem Einzigen von diesen unter den Anwesenden wohlgethan, habe ich ihn ahnen lassen, daß die Kirche neu erblühen wird in der neuen Welt, die gleich einem Eroberer wunder=

baren Geschicken entgegengeht, von welchen die Väter nichts träumten, habe ich ihn ahnen lassen, daß die christliche Kirche noch immer alle geistigen und moralischen Geschicke der Welt in sich trägt, so werde ich mit Freuden von dieser Kanzel herabsteigen und Gott dafür danken, daß er mich das Werkzeug seiner Gnade sein ließ."

Julio verbeugte sich, der Cardinal=Erzbischof sprach feierlich den Segen und die tiefbewegte Menge verlief sich in tiefem Schweigen.

---

## 13.

## Das Festmahl bei dem Erzpriester.

Die eben so kühne als warme Improvisation Julios hatte über eine Stunde gedauert. Von Schweiß bedeckt und durch die doppelte Anstrengung des Kopfes und der Lunge erschöpft, begab er sich in ein wohl verschlossenes kleines Zimmer, wo ihn erwärmte Wäsche erwartete. Von da aus konnte er das lebhafte Gespräch der Kapitelsherren nebenan hören. Der schlaue Erzpriester hatte für den vorhergesehenen Erfolg Julios seine Vorbereitungen getroffen. Der Aelteste des Kapitels und drei andere waren seine vertrauten Freunde; für den vorliegenden Fall hatte er sich noch zwei Stimmen gesichert, so daß ihm die Majorität gewiß war. Ehe der Cardinal zurückkam und seine Gewänder abgelegt hatte, stellte der Aelteste des Kapitels, dem verabredeten Plane gemäß, den Antrag, Se. Eminenz zu ersuchen, den jungen Generalsecretair zum Ehrenmitglied des Kapitels zu ernennen. Der Antrag wurde unterstützt nur eine Stimme sagte:

„Was ist denn in der Rede? Viel gewagte und wohl zu bestreitende Ideen, ein Vergessen aller Schicklichkeit auf der Kanzel, ein Mangel an rechter Anordnung und ein verletzendes Uebergehen des Ave Maria."

Bei Abstimmung ergab sich eine große Mehrheit für den Antrag.

Der Cardinal hatte einen solchen Schritt nicht erwartet, er erkannte aber sofort die ganze Bedeutung desselben: er war eine glänzende Anerkennung der von ihm getroffenen Wahl und zugleich eine öffentliche Ohrfeige für die Jesuiten und ihren Anhang. Er verhüllte indeß seine Zustimmung so viel als möglich.

„Der Abbé Julio ist noch sehr jung," sagte er, „und wir haben nur eine Probe seines Talentes gehabt. Es sind viele Mängel in seiner improvisirten Rede, auch mancherlei Ungenauigkeiten, die man auf der Kanzel nicht gern hat, aber wenn das hochwürdige Kapitel ihn in so schmeichelhafter Weise unter seinen Schutz nimmt, so würde es unrecht von mir sein, wenn ich dem jungen Redner eine Gunst verweigerte, die ihm eine große Ermuthigung sein kann. Ich ernenne ihn also zum Ehrenmitgliede des Kapitels."

Sobald der Cardinal sich entfernt hatte, klopfte der Erzpriester an die Thür des kleinen Gemachs, um der Erste zu sein, welcher Julio meldete, zu welcher neuen Würde er erhoben sei. Er sorgte zugleich dafür, daß Julio gleich darauf erfuhr, wem er die Erhebung eigentlich zu danken habe.

Das Festmahl bei dem Erzpriester war mit aller Pracht hergerichtet. Die Namen der Geladenen lagen,

zierlich auf bläuliches Glanzpapier geschrieben, auf dem feinsten Damasttafeltuche. Der Julios befand sich an dem Ehrenplatze und der Erzpriester verfehlte nicht laut zu melden: der Herr Abbé Julio von La Clavière, Ehrenmitglied des Kapitels und Generalsecretair.

Fast alle Gäste waren hervorragende Männer und alle hatten die Rede selbst gehört, die bereits den allgemeinen Gesprächsgegenstand in der Stadt bildete. Die Unterhaltung war lebhaft und geistreich. Wäre Julio stolz gewesen, so hätte er sich in den Huldigungen berauschen können, die ihm, einem so jungen Manne, von allen Seiten her in der so gewählten Gesellschaft dargebracht wurden.

Der erste Gang war noch nicht vorüber, als ein Diener dem Erzpriester auf einem silbernen Teller die neueste Nummer der Zeitung von T. brachte.

„Meine Herren,“ sagte er, „entschuldigen Sie, wenn ich unartig bin, aber ich leide einmal an großer Neugierde. Ich möchte wohl wissen, ob die Zeitung etwas von der schönen Rede sagt, die wir gehört haben... Richtig! Erlauben Sie, daß ich Ihnen die wenigen Zeilen vorlese?“

Man bat darum und er las:

„Unsere Stadt hat einen jener Genüsse gehabt, die zu allen Zeiten sehr selten sind: es offenbarte sich heute, zum ersten Male, in der Kathedrale St. Stephan ein schönes Rednertalent. Ein sehr junger Priester, der Herr Abbé Julio von La Clavière, erzbischöflicher Generalsecretair, gab in einer Improvisation, die über eine Stunde dauerte, und alle Zuhörer elektrisirte, Zeugniß von einem ungewöhnlichen Talente, auf das wir stolz sind in einem

Lande, das schon so viele ausgezeichnete Redner zählt. Es ist nur eine Stimme über den Werth dieser Predigt, die einige der großen Fragen behandelte, welche in diesem Augenblicke die intelligente geistliche Welt bewegen. Wenn einige Ausnahmen sich finden, die nicht in den allgemeinen Beifall einstimmen, so muß man sie unter denen suchen, welche das Streben der modernen Gesellschaft durchaus in der begrenzten engen Form des Mittelalters halten wollen. Für sie ist der Abbé Julio vielleicht ein excentrischer Redner oder gar ein Neuerer. Alle die aber, welche wünschen, daß die Geistlichen auf dem neuen Wege wandeln, den Lacordaire ihnen gezeigt hat, werden sich über eine Beredtsamkeit freuen, von welcher die katholische Kirche großen Vortheil haben könnte.

„Eben erfahren wir noch durch ein Briefchen eines der Freunde des Herrn Julio, daß Se. Eminenz, auf den Antrag des Kapitels von St. Stephan, den jungen Redner zum Ehrenmitgliede desselben ernannt hat. Der Brief schließt mit den Worten, denen wir von Herzen beistimmen: „Die ganze Stadt T. wird dem Herrn Cardinal für diese gerechte Anerkennung eines schönen Talentes Dank wissen.“

„Unterzeichnet ist der Artikel von Herrn Meland, Hauptredacteur des Blattes, den ich die Ehre habe, an meinem Tische zu sehen.“

„Meine Herren,“ bemerkte Meland ganz laut, „der Freund des Herrn Julio, dem wir diesen Brief verdanken, ist der Herr Erzpriester.“

„So verräth man mich,“ antwortete der Erzpriester lachend. „Die Journalisten können nichts verschweigen.“

„Das alles ist für mich zu schmeichelhaft," sagte Julio. „Ich weiß gar nicht, wie ich danken soll."

„Dadurch, daß Sie Ihr Talent noch immer wachsen lassen," antwortete der Redacteur.

Die Unterhaltung wurde bald lebhafter. Verdelon, der in der Nähe Julio's saß, brachte das Gespräch auf die kirchlichen Fragen, welche die Gemüther beschäftigten. Man wußte, daß die Jesuiten ein großes Haus bauen wollten und man hatte sich natürlich gefragt, woher sie die Millionen nähmen, die sie zu einem so riesenhaften Baue nöthig haben würden.

„Hüte jeder sein Erbe!" bemerkte Jemand.

„Ich werde meinen Großvater nicht aus den Augen lassen," sagte ein Anderer.

„Die Jesuiten werden sich doch nicht zwanzig Jahre in Frankreich halten," meinte ein bekannter Advokat.

Meland fragte Julio selbst, was er von der Organisation der Gesellschaft der Jesuiten halte. „Ist es wohl wahr, daß sie einen besonderen Eid, eine Weihe haben, zu der nur die Oberen gelangen, ein Geheimniß, in das nur diese eingeweiht sind? Ich habe lange daran gezweifelt, aber einige Worte von Lamennais aus der Zeit, in welcher er sich den Ultramontanen ganz ergeben hatte, also ein unverdächtiger Zeuge war, veranlassen mich zu dieser Vermuthung. Er sagt, wenn ich mich recht erinnere: „es giebt da ein Geheimniß und nicht viele, die es wissen, können es ertragen." Er führt sogar den lateinischen Spruch an: jura per jura, secretum prodere noli. Sollte ein so ernster Mann, der die Sache genau

kannte, so gesprochen haben, wenn die Organisation des Ordens nicht etwas Eigenthümliches hätte?"

„Auch mir sind jene Worte aufgefallen," antwortete Julio, „ich glaube aber doch nicht, daß es bei den Jesuiten eine Reihe von Einweihungen giebt, wie in den geheimen Gesellschaften. Von einem Pater, dessen Freund ich war und der, des Spionirsystems der Jesuiten überdrüssig, sie verließ, weiß ich Folgendes: So lange man nur die ersten Würden des Ordens hat, nimmt man durchaus keinen Antheil an der geistlichen und weltlichen Leitung der Gesellschaft; die unteren Mitglieder wissen nicht mehr davon als das Volk; man merkt nur, daß es oben ein sicheres Ineinandergreifen der starken Maschine giebt, bei welchem selbst der General mitwirkt. Die Hauptstärke des Systems ist das berüchtigte Axiom, welches den ganzen Geist verräth, das perinde ac cadaver, der unbedingte Gehorsam . . die Verehrung jeden Gebotes eines Oberen fast als eines Ausspruches Gottes. Jeder Jesuit ist, ohne es zu ahnen, ein Seïd, ein Sclave, der sofort, wenn es ihm befohlen wird, Unterricht in einer Schule ertheilt, in einem Dome predigt, Mission in einer Dorfkirche hält oder Wilde in einem fernen Lande zu bekehren sucht. Die Regierung des Ordens scheint nach jener der Republik Venedigs eingerichtet zu sein; an der Spitze steht die Oligarchie und sie bildet einen Senat von wirklichen Jesuiten, deren Untergebene Diener aller Anderen sind, die keine andere Aufgabe haben als — zu gehorchen. Mein Freund erzählte z. B.: ein Jesuit mag für sich denken was er will; er kann Absolutist, Demokrat, Gallicaner, Ultramontane sein. Die Gesellschaft kümmert sich um seine persönliche Meinung nicht. Sie

hat ihre eigenen Ideen, die oben herrschen und die sie nie mittheilt. Sie setzt dieselben in das Werk durch die einzelnen Mitglieder, von denen sie nur Eins verlangt, — Gehorsam. Sie sehen daraus, daß man eigentlich nicht sagen kann, es bestehe bei den Jesuiten ein Geheimniß; es giebt nur eine Oberleitung, deren Pläne nie enthüllt werden. Diese Pläne haben ein einziges Ziel: die Größe des Ordens, gleichviel durch welche Mittel. Ich glaube nicht, daß mehr in dem Geheimnisse liegt, mit dem sich die Jesuiten-Oligarchie umgiebt. Von dem Leben der Unteren, der Dienenden in dem Orden, hat mein Freund mir viel erzählt. Es macht der Moral der Jesuiten nicht viel Ehre, zeigt aber die Gewöhnung an den politischen Machiavellismus. Die Grundlage ist die fortwährende spionirende Beobachtung eines Mitgliedes durch die andern Mitglieder, die ganz offen betrieben wird. Was auch Einer thut, es wird den Oberen berichtet; man lehrt, die Bruderliebe verpflichte einen Jeden, alles das, was der Bruder thut, den Oberen mitzutheilen, damit dieser Bruder gebessert und geistig gefördert werde. Das ist das Räderwerk, das unten bei den Jesuiten im Gange ist. Der Obere, der Superior, weiß alles, erräth alles, sieht alles. Daraus entsteht nun ein eigenthümliches Leben von mehr oder minder ungerechten Vorwürfen und Quälereien, welche die Folge mehr oder minder parteiischer Berichte über das Verhalten eines Jeden sind. Mein Freund sagte mir: nach der Meinung meines Superiors ist meine Hauptsünde der Stolz auf meine Predigten. Ich kann nicht beschreiben, was ich seit zehn Jahren deshalb von ihm habe leiden müssen. Oft war meine Geduld fast ganz erschöpft und ich ge-

stehe, daß mich diese unausgesetzten Nadelstiche, dieses kleinliche Durchforschen selbst meiner unschuldigsten Handlungen oftmals zu dem Wunsche gedrängt haben, meine Freiheit wieder zu suchen. Meinte Lamennais das mit seinen Worten „etwas gegen die Natur"? — Die allgemeine Polizei der Jesuiten ist so geschickt organisirt als die der mächtigsten Staaten. Ich glaube sogar, daß sie eine kostbare und unerschöpfliche Quelle von Nachrichten hat, welche der Polizei der Regierungen abgeht, ich meine die Andeutungen, die sie durch den Beichtstuhl erhält, abgesehen von dem Bekenntniß der Sünden, über das die Jesuiten, glaube ich, gewissenhaft schweigen. Es ist bekannt, daß die Jesuiten keine vornehme Dame zur Beichte zulassen, ohne ihren Namen, ihr Vermögen, die politische Gesinnung ihres Mannes, die Zeitungen, die im Hause gelesen werden und die Schulen zu kennen, in welchen die Kinder den Unterricht erhalten. Das ist offenbar ein sicheres Mittel, in kurzer Zeit Alles zu erfahren, was in der Familie vorgeht. Ich muß hinzufügen, um ganz wahr zu sein, daß die Jesuiten, die sich zu solcher Spionirerei hergeben, ihre Berichte an die Oberen mit der Ueberzeugung ausstellen, sie nützten der Religion und erhöhten den Ruhm Gottes. Das sind die menschlichen Mittel, die im Dienst der heiligen Sache angewendet werden. Die Jesuiten halten sie für völlig rechtmäßig. Freilich widerstrebt es der gewöhnlichen Ehrenhaftigkeit, schlechte Mittel zu einem guten Zwecke anzuwenden; man muß sich wundern, daß ehrliche und christliche Naturen zu einem so schlechten Thun gewöhnt werden können, daß es eine Methode giebt, das Gemeine und Schändliche für gut und schön ansehen zu lassen.

Das meinte Lamennais wahrscheinlich mit „etwas gegen die Natur".

„Das ist meine Antwort," setzte Julio hinzu, „und ich habe die Ueberzeugung, daß ich nicht verleumde."

## 14.

## Ein Vorgang im erzbischöflichen Palast.

Während man begierig auf diese Enthüllungen über die Jesuiten bei dem Erzpriester hörte, kam etwas ganz Anderes im Palaste des Erzbischofs vor.

Fräulein von Flamarens hatte seit dem Eintritte Julios in sein Amt ihre erste Abneigung gegen den neuen Günstling ihres Bruders wachsen lassen. Nur wenn sie diese Gunst getheilt hätte, würde sie dieselbe anerkannt haben. Der Vorgänger Julios war so klug gewesen, dies zu erkennen und der gehorsame Diener der alten Dame geworden, so daß ihr keines der Geheimnisse im Hause eine Viertelstunde unbekannt blieb. Julio dagegen hatte keine Lust, zu den Füßen dieser Omphale zu spinnen. Sie merkte dies und empfand nun gegen ihn einen Widerwillen, welchen sie auch dem Generalvicar Gaguel mitzutheilen verstand. Sie deutete ihm an, wenn der junge Mensch das Vertrauen des alten Herrn ganz gewinne, der in der letzten Zeit doch sehr geistesschwach zu werden anfange, so werde der Herr Generalvicar von den Geschäften vollständig verdrängt werden und der Secretair allein Gebieter sein. Mehr war nicht

nöthig, um den jähzornigen Mann zu reizen. Beide zitterten vor Freude, als sie die kühne Predigt Julios hörten. Fräulein v. Flamarens hatte ihren Sammetstuhl im Schiff, der Kanzel gegenüber, in der Nähe der Geistlichen und sie wechselte manchen Blick mit dem Generalvicar, wenn sie besonders bedeutungsvolle Worte aus dem Mnnde Julios gehört hatte. Diese Blicke sagten deutlich: wir haben ihn; nun ist er verloren.

Gleich nach der Predigt sahen sie einander.

„Entsetzlich!“ sagte das alte Fräulein.

„Der junge Mann wird schlimm endigen.“

„Haben Sie seine extravaganten Ideen gehört?“

„Ich habe häufig die Achseln gezuckt.“

„Mein Bruder muß nicht recht bei Sinnen sein.“

„Se. Eminenz wird auch unzufrieden sein.“

„Glauben Sie das nicht. Mein Bruder liebt alles Excentrische und wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte, würde er schon lange . . .“

„Dergleichen kann er nicht billigen. Der junge Mensch hat nichts als Ketzereien gesprochen. Sie allein können Se. Eminenz aufmerksam machen, welchen Schaden er sich selbst thun würde, wenn er den gefährlichen Menschen bei sich behielte.“

Man sieht, Julio war verloren.

Als der Cardinal in das Speisezimmer trat, bemerkte er sofort, daß seine Schwester und der Generalvicar nicht waren wie sonst. „Was haben sie?“ fragte er sich und er dachte an Julio. Es blieb lange still, bis endlich der Cardinal geradezu fragte:

„Nun, Schwester, was sagst Du zu der Predigt?“

„Und der Herr Erzbischof . . ?“

„Ich liebe dergleichen; da ist Saft und Kraft; das Zuviel mildert das Alter.“

„Nur dies ist bemerkt worden?“ fragte die Alte in dem spitzen Tone, den der Cardinal schon kannte als den Vorläufer eines Sturmes. „Vorgesehen!“ sagte er sich. „Es giebt eine Scene.“

Der Cardinal fürchtete seine Schwester, wie ja manche Eindrücke den Menschen sein ganzes Leben lang beherrschen. Er antwortete nicht, suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und blieb verstimmt. Der Generalvicar entfernte sich bald und nun brach das Ungewitter los.

„Wir sind allein“, begann die Alte, „und ich kann aussprechen was Niemand dem Herrn Cardinal zu sagen wagt, daß er sich nämlich mit diesem jungen Abbé großen Schaden gethan hat.“

„Aengstige Dich doch darum nicht“, antwortete der Cardinal, der ausweichen wollte.

„Ich habe Grund genug mich zu ängstigen.“

„Ich weiß ja, daß Du mich lieb hast . . .“

In diesem Augenblicke trat eine Dame ein und übergab der Schwester des Cardinals ein offenes Briefchen, in dem sie las: „wir wußten noch nicht, daß Se. Eminenz Julio zum Ehrenmitglied des Kapitels, noch in der Kirche, gemacht hat. Welches Unglück!“ Jetzt kam die Wuth der Schwester ganz zum Ausbruche.

„Schöne Dinge macht der Herr Cardinal!“ sagte sie. „Giebt den Thorheiten eines extravaganten Menschen durch seine Anwesenheit die Weihe und sieht in den Irrthümern, die er vorgebracht hat und welche die ganze Stadt in Staunen setzen, ein jugendliches Uebersprudeln!“

Die Eminenz antwortete nichts und ließ Alles über sich ergehen; eine innere Stimme sagte wohl auch, er sei mit der Titelertheilung wohl etwas zu voreilig gewesen. Die Unbarmherzige aber fuhr fort:

„Die größte Unklugheit aber war es, daß der Cardinal so eilig, ohne mit seinem Generalvicar zu reden, ohne mir ein Wort zu sagen, einen Schulknaben so hoch erhöhete . ."

„Du kannst Recht haben, liebe Schwester; aber man drang so sehr in mich . ."

„Se. Eminenz läßt sich bedrängen? Von wem denn? Der Herr Erzpriester, natürlich, hat höhnend um eine Belohnung für das Meisterwerk gebeten. Herr Cardinal, wir sollten stolzer sein und uns nicht zum Diener kleiner Leute erniedrigen . ."

„Das ganze Kapitel ersuchte mich . ."

„Und die Eminenz ahnte nicht, daß eine Intrigue dahinter steckt. Ueberhaupt geht dem Cardinal sein sonstiger Scharfblick ganz ab in allem was den neuen Secretair betrifft. Hoffentlich wird das anders."

Sie nahm ein Licht und ging in ihr Zimmer.

Der Cardinal war wie niedergedonnert.

---

## 15.

## Eine Katastrophe.

Sobald er in sein Zimmer gelangt war, klingelte er dem Kammerdiener. Er war sehr ernst. Die Vorwürfe der Schwester waren nach einer Seite hin begründet.

Der Kopf war ihm eingenommen und als er in den Spiegel sah, erschrak er. Der obere Theil des Gesichts war stark geröthet. Es schwamm ihm vor den Augen und er sank in einen Sessel. Er erinnerte sich, daß er mit Aerger gegessen habe. In diesem Augenblicke erschien der Kammerdiener.

„Eminenz", sagte er, „ich konnte nicht sogleich erscheinen; ein Herr, der einen Brief brachte, verlangte, daß er denselben sofort übergeben dürfe. Ich wollte Ew. Eminenz nicht belästigen. Der Mann wurde dringender. Er habe Befehl, das Schreiben nur Ihnen selbst zu überreichen. Ich verweigerte ihm den Eintritt, versprach aber den Brief abzugeben."

„Sehen wir was es ist", sagte der Cardinal, der den Brief an eine Kerze hielt und las:

„Eminenz, unter dem schmerzlichen Eindruck Dessen, was wir heute von der Kanzel unsrer Kathedrale hörten, benachrichtigen wir Sie von der schrecklichen Wirkung, welche diese unselige Predigt auf Ihre ganze Geistlichkeit in der Stadt T. gemacht hat."

„Das ist zu stark", rief der Cardinal unwillkürlich ungeduldig aus. „Was ich von der Schwester mir gefallen ließ, dulde ich von Niemandem. Das grenzt an Unverschämtheit. Nur die Jesuiten können mir so schreiben. Keiner meiner Geistlichen würde das wagen. Aber hören wir weiter:

„Wenn Ew. Eminenz den gefährlichen Lehren des Herrn Julio durch Erhebung desselben zum Ehrenmitgliede des Kapitels nicht eine fast feierliche und bischöfliche Zustimmung gegeben hätten, würden wir nicht so schmerzlich ergriffen sein. Jetzt können wir nur schweigend die

Illusionen beklagen, in welche ein katholischer Erzbischof verfallen konnte und beten, daß die Gnade Gottes ihn erleuchte und von dem Abgrunde zurückhalte."

„Sie möchten mich gern compromittiren."

„Wir lieben Ew. Eminenz, mehr aber noch, ja mehr als unser Leben lieben wir die Reinheit der katholischen Lehre. Es wird uns schmerzlich sein, wenn wir uns genöthigt sehen, an den höchsten Richter der Kirche, an Se. Heiligkeit den Papst, zu appelliren. Wenn indeß unsere Worte dazu beitrügen, Ew. Eminenz zur Erkenntniß der wahren Interessen zu bringen, wenn Sie öffentlich gegen die ärgerlichen Lehren . . ."

Er schlug das Blatt um:

„Nicht unterzeichnet," sagte er. „Die Feigen citiren mich nach Rom!"

Und der Brief entfiel seiner Hand. Er selbst sank zusammen und der Kammerdiener hatte viele Mühe, ihn in sein Bett zu bringen.

Ein starker Schlaganfall hatte ihn getroffen. Der Kammerdiener rief um Hilfe und bald füllte sich das Zimmer des Prälaten. Seine Schwester eilte herbei und sprach zu ihm. Unverständliche Töne nur erhielt sie zur Antwort. Er sah sie indeß unverwandt an und dieser Blick ließ noch einige Hoffnung. Man schickte zu dem Arzte Sr. Eminenz, der ziemlich entfernt wohnte und dann auch nicht zu Hause angetroffen wurde. Statt einen anderen Arzt zu bescheiden, suchte der Bote den ersteren und kam dann unverrichteter Sache zurück. Nun erst beschloß man einen andern Arzt zu holen. So verging viel Zeit und der Zustand verschlimmerte sich. Fräulein von Flamarens war halb ohnmächtig und un=

terbrach ihr Schweigen nur gelegentlich durch lautes Schluchzen. Endlich kamen beide Aerzte fast gleichzeitig und sie erklärten nach einer Berathung, „es sei sehr spät". Ein erster Aderlaß hatte fast gar keinen Erfolg, ebenso ein zweiter.

„Er ist verloren," hieß es und Fräulein v. Flamarens erschrak heftig, denn sie liebte ihren Bruder nicht nur aufrichtig, auch alle ihre Hoffnungen schwanden mit dem Leben desselben.

„Ach, versuchen Sie noch andere Mittel!"

Man antwortete ihr, daß man von keinem andern etwas Wirksames erwarten könne.

„Wir wollen zwar noch einen dritten Aderlaß wagen, aber der Kranke kann uns unter den Händen sterben."

„Wagen Sie. Vielleicht retten Sie ihn."

Der dritte Aderlaß hatte eine unerwartete Wirkung. Der Kranke kam wieder zu sich und konnte mit der Schwester, mit den Aerzten sprechen.

„Ich danke," sagte er. „Gott bedient sich Ihrer, um mir die letzte Wohlthat zu erweisen, die ein Christ von seiner Güte erbitten kann, Zeit sich vorzubereiten, um vor seinem Richter zu erscheinen."

„Man mache alles bereit," fuhr er zu dem Kammerdiener gewendet fort, „daß ich die letzten Sacramente empfangen kann. Man rufe einen Priester . ., den Abbé Julio," setzte er mit stärkerer Stimme hinzu. „Schwester, Freunde, verlaßt mich; man wird Euch rufen, wenn man mir die letzte Oelung giebt. Ich fühle, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe und muß an mein Gewissen denken."

Julio wollte eben in sein Zimmer im Palast sich

begeben, als ihm der Kammerdiener entgegentrat, ihm das traurige Ereigniß mittheilte und von dem Wunsche des Cardinals unterrichtete.

Zitternd trat Julio an das Bett des Kranken.

„Mein Sohn,“ sagte der Greis zu ihm, „Du sollst mich mit Gott versöhnen und meinen letzten Seufzer empfangen. Meine Augenblicke sind gezählt . . Armer Julio, da liegt Eine der Größen dieser Erde sehr klein vor Dir. Setze Dich her zu mir, segne mich und höre meine Beichte.“

In den Augen des jungen Priesters standen Thränen. Ein Cardinal, ein Erzbischof sollte der Erste sein, dem er, nach dem Sündenbekenntniß, im Namen Gottes, des verzeihenden, die Vergebung verkündete.

Der Cardinal beichtete mit fester und deutlicher Stimme, unter tiefem Schmerze, alle schweren Sünden seines ganzen Lebens, und neigte dann sein weißes Haupt unter der Hand des jungen Priesters, der ihm das Sacrament ertheilte.

„Nun laß Dich umarmen, Julio,“ sagte der Cardinal. „Ich möchte Dir eine Erinnerung an mich hinterlassen und Dir einen Beweis meiner Liebe geben. Reiche mir Deine Hand, die Hand, welche sich zum letzten Mal auf mein Haupt legte zum Zeichen der Vergebung, die Gott hoffentlich einem Sünder gewährt. Hier ist mein Bischofsring und versprich mir, dieses Andenken nicht von Dir zu lassen, welches auch Dein Schicksal auf Erden sein mag, ob Cardinal der römischen Kirche oder ein armer vergessener Pfarrer in irgend einem Dorfe.“

„Eminenz, ich verspreche es,“ antwortete Julio, küßte

die Hand des Sterbenden, empfing den Ring und steckte ihn an seinen Finger.

„Nenne mich nicht mehr Eminenz; es verletzt mich jetzt. Hat man den Zimmermannssohn jemals Eminenz genannt? Meinem Alter nach bin ich ein Vater für Dich, meinem Herzen nach, das Dich liebt, ein Freund. Ich schätze mich glücklich, daß Deine reine Hand mir die Augen zudrücken wird.

„Nun höre mich an. Du sollst das geistliche Testament eines Sterbenden in Empfang nehmen.

„Ich sterbe im Schooße der katholischen apostolischen und römischen Kirche, deren Priester, Bischof und Cardinal ich bin.

„Indem ich mich anschicke vor Dem zu erscheinen, welcher die ewige und unveränderliche Wahrheit ist, erkläre ich, daß ich gegen meinen Willen und mit äußerstem Widerstreben länger als vierzig Jahre meines priesterlichen und bischöflichen Lebens den gefährlichen Weg gegangen bin, den die katholische Geistlichkeit eingeschlagen hat. Ich mußte die edelsten Gefühle meines Herzens unterdrücken, die Stimme meines Gewissens nicht achten und mir Gewalt anthun, um in unsern Gesprächen von meinen Ueberzeugungen, von dem heiligen Lichte nichts zu verrathen, mit denen mich Gott über die Leitung der Kirche begnadet hatte.

„Dieser meiner Selbstüberwindung verdankte ich es, daß ich schnell von Ehren zu Ehren stieg. Ich wußte das, ich mußte wählen zwischen diesen Ehren und Würden, die meinem Ehrgeiz schmeichelten, und einem Leben voll Unruhe, vielleicht voll Verfolgungen. Ich war schwach, ja; ich scheute mich vor den Mühen und den Leiden

der neuen Apostel und zog die eitle Größe des Purpurs vor. Um sie zu erreichen, verschwieg ich, verrieth ich die Wahrheit.

„Dir, lieber Julio, übertrage ich, diesen meinen feierlichen Widerruf der christlichen Welt zu verkündigen. Mein Gewissen gebietet es mir und die Kühnheit Deiner Sprache in meiner Gegenwart, obwohl Du's nicht wußtest, daß ich Deine Gedanken mein ganzes Leben lang auch gehegt habe, bürgt mir für den Muth, der erforderlich sein wird, meinen letzten Willen vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich mache mir die Heuchelei, in der ich gelebt habe, zum großen Vorwurf. Im Herzen lag sie nicht, denn ich habe die Heuchelei immer verabscheut.

„Ich mache mir ferner zum Vorwurf den äußeren Glanz und Pomp des Kirchenfürsten und die Wichtigkeit, die ich auf den veralteten Cultus und auf die liturgischen Formen zu legen schien, welche uns die Poesie des Mittelalters hinterlassen hat. Ich halte alles dies für verbraucht, abgestorben, ohnmächtig. Wir brauchen nicht mehr die Poesie, sondern die Wahrheit; statt Scenen aus dem religiösen Drama stille Andacht, gemeinsames Gebet und die evangelische Lehre in ihrer reinen Einfachheit; statt dessen was zu den Sinnen spricht, das was aus dem Herzen kommt.

„Ich ließ glauben, daß ich das verderbliche System billige, in welchem das Papstthum hartnäckig verharrt. Wie schwer es mir auch geworden ist, ich habe die Nothwendigkeit der weltlichen Macht der Päpste unterstützt; es geschah gegen meine festeste Ueberzeugung. Man beschleunigt seinen Sturz durch eine so unkluge

Politik. Wenn sie in Italien auch nicht zu einem unseligen Schisma führt, erweitert sie doch — und das ist noch schrecklicher — die große Spaltung zwischen ihr und der modernen Welt. Sie versorgt selbst die Freidenker mit schrecklichen Waffen und hält die Zeit zurück, in welcher die dissentirenden Gemeinden sich mit ihr wieder vereinigen würden, wenn sie tolerant wäre und der eiteln Größe der weltlichen Herrschaft entsagte.

„Möchten meine letzten Worte bis zu den Füßen Sr. Heiligkeit dringen und ihm sagen, ein sterbender Bruder bittet: retten Sie die geistige Kirche und entsagen Sie in einem nothwendigen Opfer einer Souveränetät, von der doch nur einige ärmliche Trümmer übrig geblieben sind.

„Ich will, daß man erfahre, ich hätte an die Zukunft der christlichen Idee in den Worten geglaubt, die keine religiöse und moralische Gesetzgebung ersetzen wird: liebt Gott und liebt die Menschen, Eure Brüder. Ich habe aber auch die Ueberzeugung, daß das Christenthum eine sehr bedeutende Umwandlung erfahren wird. Der ganze Bau von Mysticismus, Poesie und äußerlich glänzenden Formen, die nur zu den Sinnen sprechen, wird zusammensinken und nur das wird bleiben, was allein groß ist, das unvergängliche Evangelium, das herrliche Gebot der Liebe der Menschen untereinander.

„Da ich Gott bald um Barmherzigkeit und Vergebung meiner Sünden und menschlichen Schwächen zu bitten haben werde, so kann ich nicht einen Gedanken des Hasses zurücklassen, doch muß ich die christliche Gesellschaft vor dem Umsichgreifen der kirchlichen Orden und namentlich der Gesellschaft Jesus warnen, welche der

herrschbegierigste Orden auf Erden ist. Ich will gern glauben, daß jedes Mitglied von dem reinsten Wunsche beseelt ist, Gutes zu wirken, aber der Orden bedient sich menschlicher, folglich schlechter, nicht eben ehrenwerther Mittel, welche zu sehr an die List der menschlichen Politik erinnern und sicherlich keine christlichen sind. Ich weiß sehr viel von dem Orden. Ich habe ihn äußerlich unterstützt, weil das zu dem allgemeinen Systeme gehörte, das ich leider befolgte. Aber nach meiner innersten Ueberzeugung sind die kirchlichen Orden nicht mehr zeitgemäß. Jetzt genügen mildthätige Gesellschaften, wie sie Vincenz von Paula wollte, so lange bis die socialen Verbesserungen Allen in der menschlichen Gesellschaft Wohlstand geben durch die Arbeit, das große göttliche Gesetz, das sich mit dem der Liebe verbinden muß.

„Ich habe meinen schmerzlichen Geständnissen nichts weiter hinzuzufügen als meine Hoffnung, daß in der Geistlichkeit meines Frankreichs, das ich so sehr geliebt habe, Männer erstehen mögen, die mehr Muth haben als ich besaß und die sich als Apostel der neuen Versöhnung zwischen der Welt, die sich von dem Glauben abwendet, und der christlichen Religion erklären, die man nicht in der rechten Weise gepredigt hat.

„Gott segne dich, lieber Julio. Du hast mir durch Deine ächt evangelische Predigt einen der reinsten Genüsse meines Lebens bereitet. Ja, du bist Einer der Apostel der Kirche der Zukunft. Gieb das Vertrauen auf die Zukunft nicht auf, wenn auch alle dich verdammen und wenn man Dich verfolgt, was schon von morgen an geschehen wird, in meinem Hause, vor meinem kaum erkalteten Leibe. Ob Du schon bessere Tage sehen wirst,

ehe auch Du in das Grab steigst, ich weiß es nicht, aber mein trauriges Beispiel und meine Gedanken mögen Dir immer vorschweben. Du wirst dann nicht Dein Testament in Schmerzen zu machen haben gleich mir; Du wirst mit hocherhobener Stirn vor den Menschen wandeln und wenn Du vor Gott erscheinst, wird diese Stirn vom Glanze der Wahrheit strahlen, die Du verkündiget hast.

„Lebe wohl, mein Sohn. Ich fühle, daß die Kräfte mich verlassen und doch habe ich Dir noch etwas anzuempfehlen. Da liegt ein Brief; nimm ihn zu dir; er kommt von den Jesuiten; bewahre ihn gut; ich vertraue Dir ihn an; es ist ein Document, das der Menschheit nicht verloren gehen darf; man muß wissen, daß ein Erzbischof, ein Cardinal in Frankreich durch die Jesuiten mit dem Bannstrahle Roms bedroht werden konnte. Ich verzeihe ihnen trotzdem, denn sie sind verblendete Fanatiker. Möge mein Tod alle Sünden meines Lebens tilgen. Lebe wohl, Julio. Verlaß mich nicht. Drücke mir die Augen zu. Rufe meine Schwester und die Uebrigen."

Der Kranke erhielt die Sterbesacramente. Er konnte noch mit ziemlicher Aufmerksamkeit beten. Als der Priester den Aufruf an die Herrlichkeit der Unsterblichkeit sprach: „nun scheide ab, Du christliche Seele!" sprach der Greis noch einmal. Er rief seine Schwester, faßte ihre Hände und sagte;

„Lebe wohl, liebe Schwester."

Dann wendete er sich zu den weinenden Umstehenden und sprach:

„Lebt wohl, Freunde."

Er starb schmerzlos.

# Zweites Buch.

# Die ersten Wunden.

## 1.

# Erledigung des erzbischöflichen Sitzes in T.

In einer Provinzialstadt ist der Tod eines Bischofs ein gar großes Ereigniß. Es muß eine neue Regierung beginnen. Nichts wird so leicht vergessen als der, welcher große Macht besaß und nun nicht mehr ist. Seine Leiche erkaltete kaum und alles geht seinen Gang, als habe seine Hand gar nichts gethan.

Der Cardinal machte die Schwachheiten eines ganzen dem Ehrgeiz gewidmeten Lebens durch den Muth seiner letzten Bekenntnisse wieder gut. Sein neuer Secretär, hatte sein letztes Lebewohl empfangen, ihm die Augen zugedrückt und verbrachte dann, unbeweglich zu Füßen dieses Sterbebettes, zugleich mit der Dienerschaft und der Schwester des Verstorbenen die schreckliche Nacht, in der sich ihm der Tod mit allem Grauen gezeigt hatte.

Der Abbé Gaguel erschien ebenfalls und zeigte eine gewisse Verzweiflung. Er vermißte weniger den Wohlthäter, als seine hohe Stellung bei dem Cardinale, die ihn noch höher geführt haben würde, wenn der Cardinal am Leben geblieben wäre.

Die alte kalte und selbstsüchtige Schwester gewährte der Natur das, was sie fordern konnte. Die Schlaue

hatte längst für ein gutes Testament gesorgt, das sie als Universalerbin ihres Bruders bestimmte.

Es fehlte nichts als daß man den Verstorbenen mit dem gewöhnlichen Pompe beerdige.

Das Kapitel versammelte sich am Morgen nach dem Tode des Erzbischofs und man schritt zur Wahl des Vicars. Zwei Parteien standen einander gegenüber, die des Erzpriesters und jene Gaguels. Beide Männer haßten einander von Herzen. Gaguel siegte und übernahm die Verwaltung des Sprengels.

Julio mischte sich nicht in die kleinlichen Intriguen dieser Wahl, gab sich seinem Schmerze hin und verrichtete die gewöhnlichen Arbeiten, die ihm der Cardinal übertragen hatte.

Die Jesuiten bezeigten große Trauer über den Tod des Erzbischofs. Sie hielten in ihrer Kapelle ein feierliches Todtenamt und verbrannten eine große Menge Wachskerzen an einem mächtigen Katafalk, den sie hatten bauen lassen; gleichzeitig wußten sie aber auch unter ihren Freunden die Bemerkung zu verbreiten, daß Gott den Cardinal wegen der Sünde gestraft, die er durch Begünstigung der Lehren des Abbé Julio begangen. Die alten Weiber, die nach Fanatismus dürsten, die frommen Jungfrauen, die von Enthusiasmus leben, fanden selbstverständlich, daß Gott alles wohl gemacht habe, und von diesem Augenblicke an klang in T. der Name Julio's nicht viel besser als der Luthers oder Satans.

Anders war es in der gebildeten Welt. Hier war man dem Cardinal aufrichtig zugethan gewesen, weil man wußte, daß bei ihm der Purpur ein redliches Herz bedeckte.

Die ganze Stadt fast machte Condolenzbesuche und Julio theilte einigen Vertrauten das religiöse Testament oder Glaubensbekenntniß des Cardinals fast wortgetreu mit. Sein Freund, Verdelon, der ein ungewöhnliches Gedächtniß besaß, schrieb dies Testament auf. Einigen Freunden gestattete er dann Abschriften davon zu nehmen und ehe acht Tage vergingen, war das merkwürdige Actenstück in der ganzen Stadt bekannt; eine Zeitung sprach sogar davon. Eine der ersten Abschriften gerieth in die Hände der Jesuiten. Der Pater Provinzial berief sogleich seinen großen Rath, las das Schriftstück mit bebender Stimme vor und fragte die Sieben:

„Was meint Ihr dazu?"

„Es ist eine schändliche Erfindung des jungen Abbé. Wir kannten ja den Cardinal. Wir müssen öffentlich gegen die Schmähschrift protestiren. Vielleicht wäre es sogar gut, dieselbe gerichtlich verfolgen zu lassen."

„Nichts übereilt! Abschriften, ohne Namensunterzeichnung, die nicht gedruckt sind, würden keine Anklage gegen den Abbé Julio begründen. Warten wir. Wenn die Schrift, wie aus einer Stelle hervorzugehen scheint, der Oeffentlichkeit übergeben wird, dann kann und muß der Verfasser verklagt werden."

Drei Tage darauf las man in der „katholischen Welt" folgenden Artikel:

„Aus T. meldet man uns, daß der Tod des Erzbischofs von Flamarens allgemein betrauert worden ist. Leider circulirt im Geheim eine Schmähschrift unter dem Titel „Religiöses Testament des Cardinals v. Flamarens". Außer den Verleumdungen gegen eine hochangesehene Gesellschaft, die wegen ihrer Tugenden, ihrer Gelehrsamkeit

und ihrer Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche lange schon den Vortrab des Katholicismus bildet, schreibt sie dem Cardinale religiöse Ansichten zu, die ganz denen widersprechen, welche er sein ganzes Leben hindurch bekannte. Die Freigeister freilich und die Feinde der Religion machen viel Lärm davon; sie versichern, es wären in der That die letzten Worte des Sterbenden. Man muß viel Leichtgläubigkeit besitzen, um diese Fabel anzunehmen. Als Verfasser bezeichnet man einen sehr jungen Priester, den der Cardinal mit einigem Wohlwollen behandelte und dem diese Gunst den Kopf verdrehte. Man erwartet, daß die Verwaltung des erledigten Amtes energische Maßregeln gegen die Schmähschrift ergreife und den Verfasser nach Verdienst bestrafe."

Aus welcher Feder dieser Artikel geflossen war, ließ sich leicht errathen. Er machte selbstverständlich großes Aufsehen und ein Blatt, das unter dem Einflusse der Jesuiten stand, druckte ihn nicht blos ab, sondern setzte perfide Anmerkungen dazu. Man konnte bereits errathen, daß die Jesuiten-Camarilla Alles aufbieten werde, um Julio mit Schande wenn nicht aus dem Sprengel, so doch aus seinem Amte zu vertreiben.

Schon am zweiten Tage fand Julio in dem Palaste einen andern Empfang als bisher. Alle, die ihm bisher geschmeichelt hatten, der Erzpriester an der Spitze, vermieden es, mit ihm zusammenzutreffen, da sie seine Ungnade voraussahen. Gaguel zögerte indeß noch, den Secretair zu entlassen; er hatte schon längst gelernt, nie übereilt zu handeln. Er wollte Aufsehen vermeiden und wenn er auch selbst lebhaft wünschte, von einem Menschen befreit zu werden, dem er nie zugethan gewesen

war, hielt er doch seinen Groll zurück und sagte allen, die ihn drängten, man müsse noch ein wenig warten, denn Julio werde bald genug einen Vorwand zu seiner Entsetzung geben.

Man wartete namentlich auf den Druck des „Testamentes" und dasselbe sollte in der That bald erscheinen. Julio hatte mit Hilfe seines Freundes Verdelon dem merkwürdigen Actenstücke, das einen Erzbischof und Cardinal zu einem Neuerer machte, die letzte Form gegeben und schickte dasselbe an einen Buchhändler in Paris.

Verdelon und der Abbé, die kein Interesse hatten alles was die Veröffentlichung betraf, zu verheimlichen, sprachen gegen Bekannte davon, daß das „Testament" bald im Druck erscheinen werde und freuten sich im voraus über das Aufsehen, das es jedenfalls mache. So kam die Nachricht in die Zeitungen und sie erregte in T. einen wahren Sturm. Die Personen, welche die Beredtsamkeit des jungen Abbé in St. Stephan begeistert hatte, sprachen laut ihre Zustimmung zu den Reform-Ideen aus. Damit verband sich der im Süden so starke Patriotismus. Julio war ein Landeskind; der Ruhm, der den jungen Mann bereits umgab, verbreitete sich auf die Stadt. Die Partei der Jesuiten gerieth in eine Art Wuth. Die Köpfe erhitzen sich im Süden sehr leicht und schnell und wenn man zu erkennen glaubt, der liebe Gott könne sich allein nicht hinreichend vertheidigen und man müsse ihm mit etwas Fanatismus zu Hilfe kommen, so vermag nichts die fromme Wuth zu zügeln, die sich im Haß des Nächsten kund giebt, um die Liebe zu Gott zu beweisen.

Ostern kam heran. Lange, sehr lange war die schöne Louise nicht zu dem Pater Briffard gegangen. Anfangs hatte sie nur ihre Unzufriedenheit mit dem Pater vorübergehen lassen wollen, dann aber befand sie sich in einer großen Verlegenheit: gewiß wollte er alles genau wissen, warum sie vier Wochen nicht im Beichtstuhle erschienen sei und er schalt sie aus. Dies zu ertragen hatte Louise jetzt keinen Muth. So verging wieder ein Monat und nun durfte sie vor dem schrecklichen Pater nur als reuige Magdalene erscheinen, die um strenge Buße bat.

Es lag freilich auch einiges auf ihrem Gewissen. Sie hatte mehrmals bei ihrem Bruder August Verdelon gesehen, der nun kein Geistlicher mehr und viel liebenswürdiger war als sonst. Julio, ohne Arg wie alle genialen Menschen, ahnte gar nicht, daß das Herz seiner geliebten Louise sich zu einem andern als dem Bruder hingezogen fühlen könnte. So zart, rein und züchtig wir Louisen kennen, war sie doch eine Evastochter. Ihre Augen hatten in aller Unschuld die Männer anschauen können, die nach jener Predigt die Gesellschaft Julios suchten, Einer aber war darunter, dessen Bild sich ihrem Blicke immer und immer darstellte. In den geheimen Gesprächen, die ein junges Mädchen unwillkürlich mit ihrem Herzen hält, kam der Name August Verdelon gar häufig vor und Louise erröthete, obgleich sie gar keinen andern Zeugen hatte als ihr Gewissen. Die immer gute und nachsichtige Tante errieth vielleicht den Widerwillen Louisens gegen den Pater Briffard, ihren Tyrannen und klagte sich selbst an, daß auch sie den Muth nicht habe, gegen ihn sich aufzulehnen, wie es ihrer Vermuthung nach die Nichte gethan hatte; jedenfalls nannte sie den

Namen Brissards nicht und sprach auch nicht von der Beichte.

Erst als Ostern herankam, wurde Frau von Clavière bedenklich und sie hatte mehrmals die Bemerkung gegen ihre Nichte auf der Zunge, es sei nun doch Zeit zur Beichte. Wenn ein junges Mädchen aus guter Familie, das bis dahin fromm gelebt hatte, zu Ostern nicht beichtete, so hieß es in T. gewiß, sie habe wenigstens zwei Liebhaber. Die öffentliche Meinung ist in den Provinzialstädten so mächtig, daß man gewisse kirchliche Handlungen mit machen muß, man mag glauben oder nicht. Das Publicum ist in kirchlichen Sachen wie in vielen andern ein unerbittlicher Tyrann. Der Pater Brissard, der eine feine Nase besaß, errieth aus dem langen Ausbleiben Louisens, an die er so viele gute Worte verschwendet hatte, daß eine Krisis in seiner Beichttochter entstanden sei und sie vielleicht gar das Joch abgeschüttelt habe, unter dem er sie so lange gehalten. Er sagte sich, Satan habe gesiegt und wenn Louise ihm noch einmal in die Hände komme, müsse er eine andere Methode anwenden, um sie nicht zur Tugend zurückzuführen, von der sie sich keinen Augenblick entfernt, sondern sie dahin zu bringen, daß sie kein Hinderniß bei seiner so gut gelungenen Erbschleicherei werde. Einen Augenblick hatte er geglaubt, Julio habe seine Schwester veranlaßt, den Jesuiten nicht zu beichten, er kam aber von diesem Gedanken bald zurück, denn Schwärmer und Träumer wie Julio denken nicht an solche Einzelheiten und verstehen es nicht, Rache zu üben. Er beurtheilte den Abbé ganz richtig.

Am Sonnabend vor dem Palmsonntage, mit dem die

heilige Woche beginnt, sagte Frau von La Clavière zu Louisen:

„Kind, ich fühle mich recht schwach und wünsche morgen meine Ostern zu halten. Es wird wahrscheinlich das letzte sein. Meine Kräfte schwinden. Willst Du mich nicht so glücklich machen, noch einmal mit mir zum Tische des Herrn zu gehen?"

Und die Augen der alten guten Frau füllten sich mit Thränen.

Louise nahm allen ihren Muth zusammen und antwortete:

„Gewiß, liebe Tante, gehe ich mit Ihnen in die Inquisitionskapelle.

2.

## Der Pater Briffard noch einmal.

Louise empfand große Angst und Furcht. Sie erwartete bittere Vorwürfe und schreckliche Drohungen. Sie ließ sogar Madelette vor ihr in den Beichtstuhl gehen. Als endlich nicht mehr zu zögern war, sank sie wie ein Verurtheilter, welcher das Schaffot besteigt, neben dem Pater auf die Knie und sprach unter Thränen:

„Ich bitte um Ihren Segen."

„Nun, Kind, beichten Sie Ihre Sünden," sagte Briffard und zwar mit so sanfter Stimme, scheinbar so ruhig, daß die Arme wieder etwas Muth faßte und ihre gewöhnlichen Fehler bekannte, die ganz leicht wogen. Sie

hütete sich wohl, von den neuen Gefühlen zu sprechen, die ihr Herz empfand. Sie sprach aber zu ihrem Richter, nicht zu einem Vater, nicht zu einem Freunde und schloß:

„Ich erinnere mich an nichts anderes."

„Und Sie wollen zum Abendmahl gehen?"

„Ja. Finden Sie mich würdig?"

„Ganz", lautete die Antwort, und ohne ihr langes Ausbleiben zu erwähnen, ohne Weiteres hinzuzusetzen, ertheilte er die Absolution.

Erst als dies geschehen war, sagte er:

„Ich habe Ihre Beichte gehört, mein Kind. Es ist dies eine Sache zwischen Gott und Ihnen. Jetzt aber verpflichtet mich der Antheil, den ich so lange an Ihnen genommen habe, Ihnen einen Rath zu geben, der für Ihre Zukunft von Wichtigkeit sein dürfte. Ihre Tante ist sehr hoch betagt. Sie kann jeden Augenblick auslöschen. Sie haben nur einen Verwandten, Ihren Bruder. Er liebt sie hoffentlich. Sie haben jedenfalls einigen Einfluß auf ihn. Hören Sie mich ruhig an. Ihr Bruder steht am Rande eines Abgrundes. Durch die Zeitungen haben wir erfahren, daß er eine schändliche kleine Schrift herausgeben will, die er unter dem Namen des hochseligen Cardinals erscheinen zu lassen sich nicht scheut. Das Buch ist zuerst eine schlechte Handlung und dann eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit. Weder der Generalvicar, noch der künftige Erzbischof können zugeben, daß ein junger Geistlicher unter dem Namen eines ehrwürdigen Prälaten, dessen Glaubenstreue bekannt war, ein Gewebe von Extravaganzen gleich denen veröffentliche, die in dem kleinen schlechten Buche enthalten sein sollen. Die Hand-

schrift ist, wie man sagt, nach Paris bereits abgegangen und wird durch die skandalsüchtigen Buchhändler verbreitet werden, die nicht müde werden, Schriften gegen Gott und die Kirche in die Welt zu schleudern.

„Noch ist es Zeit, noch können Sie Ihren Bruder retten. Wir wissen, daß man im erzbischöflichen Palaste an ein Interdict gegen ihn denkt; der gute Gaguel zögert noch aus Mitleid mit seiner Jugend. Erscheint das Buch, so wird er, gegen seinen Willen, durch die öffentliche Meinung gezwungen werden, streng gegen den Schuldigen zu sein. Gehen Sie heute noch zu Ihrem Bruder und bieten Sie alles auf, damit er das Buch zurücknehme, daß er die Veröffentlichung ganz aufgebe und ein demüthiges geistliches Leben zu führen verspreche. Dann werde alles vergessen werden; sagen Sie ihm das; man wird ihn der Gnade des neuen Erzbischofs empfehlen und ihm dadurch Schande und Schmerzen ersparen.

„Noch einmal, retten Sie Ihren Bruder! Sagen Sie ihm, daß er verloren sei, wenn das Buch erscheine, daß er keinen Augenblick zu zögern habe, daß er widerrufen und sich unterwerfen müsse. Wenn Sie an den Tisch des Herrn treten, so bitten Sie ihn um Muth. Auch ich will für den armen Verirrten beten. Unsere Patres, die ihn sehr lieben, werden ihr Gebet mit dem meinigen vereinigen. Leben Sie wohl und retten Sie Ihren unglücklichen Bruder.“

Das Schiebfenster im Beichtstuhle schob sich zu.

Louise war in tiefen Schmerz versunken.

Sie ging sofort aus der Kirche zu ihrem Bruder und traf ihn als er sich eben zu seinem bescheidenen Frühstück niedersetzen wollte.

Die Züge Louisens waren verstört und ihre Augen verweint. Sie schien sich in großer Aufregung zu befinden.

„Ist die Tante gestorben?" fragte Julio theilnehmend.

„Nein, lieber Bruder."

„Gott sein Dank! Welches andere Unglück willst Du mir melden?

Louise nahm alle ihre Kräfte zusammen und erzählte so treu als möglich, was Pater Briffard zu ihr gesagt hatte.

Obgleich sie überzeugt war, daß die Jesuiten ihren Bruder haßten, fühlte sie doch auch, daß Pater Briffard Recht habe, und daß die schreckliche Strafe des Interdicts die nothwendige Folge der Veröffentlichung des „Testaments" sein müsse. Sie beschwor also Julio bei allem was ihm heilig sei, bei seiner Liebe zu ihr, bei den Erinnerungen an ihre Kindheit, bei dem Andenken an die Tante, die sie erzogen und die dies Unglück in das Grab bringen werde. Sie malte ihm seine Zukunft grauenhaft vor und war dabei ganz beredt geworden.

Julio antwortete ihr, er erkenne das Gewicht ihrer Gründe an und er würde ihren Wunsch bereitwillig erfüllen, wenn er auf sein Herz hören dürfe, „aber", setzte er hinzu, „ich habe eine feierliche Verpflichtung übernommen, einem Sterbenden mein Wort gegeben; das kann ich nicht brechen. Ich kenne die gefühllose Härte der Priester-Herzen, aber ich kann mich meinem Versprechen nicht entziehen, ohne mich vor meinem Gewissen zu entehren und für das ganze Leben der bittersten Reue zu verfallen. Verzeihe mir, liebe Louise und habe Mitleid mit mir! Wenn Dein Bruder binnen kurzem ein Paria, ein Gebrauntmarkter ist, so bleibe doch bei ihm,

um ihn gegen die Welt zu schützen, die so gern vom Haß lebt und erhalte ihm Dein Herz. Deine Achtung wenigstens wird mir bleiben und, wenn ich Deine Liebe verlieren sollte, wird sie mir, mit meinem Gewissen, genügen."

Louise versuchte es mit ihren besten Waffen: sie weinte, aber Julio blieb unerschütterlich.

„Verlange keine Schlechtigkeit von mir!" sagte er, indem er sie umarmte. „Bedenke, daß es besser ist, bei den Geopferten und Gebranntmarkten zu sein, die ihr Gewissen rein erhalten, als bei den Verfolgern und Schlechten."

Frau von La Clavière mußte besorgt sein wegen des langen Ausbleibens Louisens und das arme Kind eilte deshalb zu Hause. Ihr Bruder hatte sie nicht überzeugt. Einige Opfer freilich giebt es, welche die Frauen begreifen. Die spartanischen Mütter sagten zu ihren Söhnen, die in den Kampf zogen, indem sie ihnen einen Schild reichten: „nur darauf oder darunter!" Der junge Spartaner sollte als Sieger zurückkehren oder todt auf dem Schilde gebracht werden. Die Frauen lassen es gelten, daß ein Mann, um einen Schimpf zu tilgen, sein Leben in einem ungleichen Zweikampfe wage. Den Heldenmuth der Selbstverläugnung, der Erniedrigung können sie nicht begreifen. Das Christenthum sagt ihnen seit achtzehn Jahrhunderten: „glücklich die, welche um der Gerechtigkeit willen leiden!" Sie hören es von der Kanzel, sie lesen es; aber es ist ihnen ein Ideal, dessen Größe sie wohl fühlen, das sie aber im Leben nicht sehen wollen.

Louise war ganz betäubt durch die Hartnäckigkeit ihres Bruders. In ihren Augen war es eine ungeheure Uebertreibung, eine Art Wahnsinn, sich für sein ganzes Leben unglücklich zu machen und gleichzeitig das Dasein derer

zu vergiften, die uns blieben, blos um nach dem letzten Willen eines alten Mannes zu handeln, der im Sarge liegt und die Verwünschungen der Menschen nicht mehr zu fürchten hat.

Als sie in das Zimmer ihrer Tante trat, schwamm keine Thräne mehr in ihren Augen, ihre Aufregung hatte sich beruhigt und ein freundliches Lächeln spielte wieder um ihre Lippen. Frau von La Clavière konnte also von dem Schrecklichen nichts ahnen, das in der Kapelle und dem erzbischoflichen Palaste vorgekommen war.

Der Pater Briffard indeß begnügte sich nicht mit diesem ersten Versuche gegen Julio. Da er voraussah, daß Louise vielleicht auf Widerstand bei ihrem Bruder stoße, so berief er Tournichon, den eifrigsten und gewandtesten geheimen Agenten der Jesuiten und zeichnete ihm einen Plan vor. Tournichon kannte Verdelon und Julio genau. Er wußte, daß jenes Manuscript ein gemeinsames Werk der beiden Freunde sei. Auch vieles Andere war ihm bekannt, wie er denn durch seine Spione erfahren hatte, daß die Augen Verdelons bisweilen mit einem ganz besonderen Ausdrucke auf der schönen Schwester Julios ruheten. So wurde denn beschlossen, daß Tournichon zu Frau von La Clavière gehe und sie sowohl wie ihre Nichte auffordere, den Freund und Mitarbeiter Julios an dem teuflischen Werke jenes „Testamentes", in dem sich eine sehr starke Stelle gegen die Jesuiten befand, wo möglich in ihr Interesse zu ziehen. Wenn die Augen des Mädchens bei diesem letzten Versuche scheiterten, so müßte man an der Ueberwindung des Widerstandes Julios verzweifeln, so viel wußten die Beiden, die in solchen Dingen Erfahrung genug hatten.

Freilich war es keine leichte Aufgabe, die Damen zu einem solchen Schritte bei Verdelon zu bewegen. Tournichon ging indeß an das Werk und noch an demselben Abende, ehe die Spielpartie begann, brachte er das Gespräch auf Julio. Er rühmte das Talent des jungen Priesters, „aber", sagte er zu seiner alten Freundin, „ich kann Ihnen auch nicht verschweigen, daß eine wunderliche Schrift, die sogar den hochseligen Cardinal beschimpfen wird, unter allen Wohlmeinenden einen sehr schlimmen Eindruck gemacht hat."

Es war gar nicht schwer, die Tante durch Hinweis auf die Folgen der Herausgabe der Schrift zu erschrecken und er deutete geschickt an, daß nichts Julio von seinem Vorsatze abbringen werde außer etwa sein Freund Verdelon, der an der Abfassung der Schrift sogar Theil genommen habe.

„Sie allein, würdige Freundin, Sie allein mit Fräulein Louise können den Unglücklichen, den Verirrten retten. Fassen Sie Muth und gehen Sie zu Verdelon. Es wird Ihnen schwer? Aber wenn Sie den Zweck erreichen? Welchen Kummer ersparen Sie dann dem jungen Priester, welches Aergerniß der Kirche! Gehen Sie, Freundin, mit der lieben Louise. Damen kann man nichts abschlagen. Wenn man einen Prozeß gewinnen will, läßt man die Richter durch eine Frau bitten. Wer eine Stelle zu erlangen wünscht, läßt durch eine Frau darum anhalten."

Frau von La Clavière versprach zwar den Schritt zu thun, aber er wurde ihr sehr schwer.

„Auch Sie, schönes Kind", setzte Tournichon hinzu, „dürfen nicht zu schüchtern sein. Der Zweck rechtfertigt ja die Mittel. Denken Sie an die Judith."

Louise erröthete ein wenig.

„Nun", fuhr der alte Fuchs fort, „Sie sollen Verdelon den Kopf nicht abschlagen, aber Sie handeln nicht gegen Gottes Gebot, wenn Sie — Sie verstehen mich schon — recht liebenswürdig sind."

Am nächsten Nachmittag wollten denn die beiden Damen einen Besuch bei Herrn Verdelon machen. Die alte Dame ging auf den Rath ihres Beichtvaters schon lange nicht mehr in Gesellschaft und war deshalb wieder schüchtern geworden wie in ihren ersten Mädchenjahren. So hatte sie denn die Hälfte des Weges noch nicht zurückgelegt als sie der Muth verließ. Sie sagte dies Louisen, der, trotz ihrer Gefühle für Verdelon, auch nicht wohl zu Muthe war. Ihr weiblicher feiner Instinkt sagte ihr, daß man sich stets etwas bindet, wenn man einen Mann, einen jungen namentlich, um einen wichtigen Dienst ersucht. Dennoch bemühte sie sich die Tante zu beruhigen.

„Herr Verdelon wird uns so empfangen, daß wir keinen Zwang fühlen, gute Tante. Wir haben ihn ja auch bei den letzten Ferien vierzehn Tage in Clavière gesehen und Sie sagten mir selbst, daß Ihnen der junge Mann sehr wohlgefallen habe."

So gingen sie denn Beide weiter und gelangten an das Haus, in dem Verdelon wohnte. Louise klopfte und ihr Herz schlug heftig, als eine alte Frau öffnete und antwortete, der Herr sei in seinem Zimmer. Sie wurden in ein geschmackvoll decorirtes anderes Zimmer geleitet.

Ein liebendes Herz fühlt seltsame Neugierde. Louise musterte die Kupferstiche, fast sämmtlich Meisterwerke, die an den Wänden hingen, mit besonderem Interesse aber kleine Familienportraits in ovalen Rahmen. Nichts entging ihr, sie sah sogar durch eine halboffene Thür den

eleganten Bücherschrank des jungen Mannes, dem Julio häufig eine glänzende Zukunft prophezeiht hatte.

Das so rein gehaltene und anmuthig geschmückte Zimmer machte auf Louisen einen sehr angenehmen Eindruck. Die Frauen urtheilen nach ihrem Gefühl und deshalb täuschen sie sich sehr selten über die Männer.

Bald trat Verdelon selbst ein. Er war sehr erfreut und sprach sogleich von den schönen Stunden und Tagen, die er in Clavière verlebt. Die alte Dame glaubte also ihr Anliegen mit gutem Erfolge vorbringen zu können.

„Ich würde die Schande Julios nicht überleben“, setzte sie hinzu. „Und welche Zukunft stände meiner armen Nichte dann bevor! Sie wissen ja, Herr Verdelon, bei uns ist das Interdict, das einen Geistlichen trifft, so schlimm wie eine Verurtheilung zum Zuchthause.“

Verdelon hörte die Dame ehrerbietig und mit dem Mitleide an, welches die sehr betrübten alten Leute immer einflößen. Louise ihrer Seits schien mit den Blicken alle Worte der Tante zu wiederholen und diese Begleitung war nicht die mindest beredte Seite der Bitte. Auch übten diese Blicke eine unwiderstehliche Macht auf Verdelon aus und er hatte einen schweren Kampf in sich zu bestehen. Er erkannte gar wohl, wie vortheilhaft es für ihn sein müßte, wenn Louise in ihm den Retter ihres Bruders sehe, aber er war auch zu ehrlich mehr zu versprechen als er halten konnte. Er sagte also den Damen, daß er einen Versuch bei Julio machen und alles thun werde, um ihm eine Suspension a divinis zu ersparen.

Die Damen gingen also mit einer Hoffnung und Louise fügte den letzten Worten ihrer Tante hinzu:

„Herr Verdelon, retten Sie uns!“

## 3.

# Der neue Erzbischof.

Dem Cardinal von Flamarens, einem vornehmen Herrn und geistreichen Manne, folgte in der erzbischöflichen Würde von T. Pater Franz Paul Le Cricq, ehemaliger Generalvicar von Nevors, seit zehn Jahren Bischof von Luçon. Er stand in vielen Dingen dem Verstorbenen nach, übertraf ihn aber unfehlbar in der höchst gewandten Leitung der Verwaltungsangelegenheiten. Er zeigte sich hart und streng gegen seine Geistlichen und wollte nur gerecht sein; wenn man ihm muthig Stand hielt und widersprach, gab er meist nach. Handelte es sich um einen jungen Geistlichen, so sprach er gewöhnlich kein Urtheil, das die Zukunft desselben vernichtete, sondern pflegte zu sagen: „Kehren Sie auf Ihren Posten zurück. Ich werde mir die Sache überlegen." Dabei blieb es meist.

Die Geistlichkeit von T. gewöhnte sich bald an den Mann, der zwanzig Jahre lang Beichtvater eines großen Nonnenklosters gewesen war. Vater Criquet nannten ihn die Geistlichen unter sich. Von seiner Zeit verstand er sehr wenig. Er schrieb und schrieb, ließ Acten über Acten heften, aber wenn er alles abgethan hatte, spielte er gern eine Partie Dame mit einem seiner Generalvicare oder seinem Secretaire und er glaubte alle Leute in seinem Sprengel wären glücklich.

Wenn er auch bei großen offiziellen Gastmälern gute Weine gern trank, so ließ er es doch nie über angenehme

gute Laune kommen. Von Luçon hatte er einen jungen Generalvicar und einen jungen Secretair mitgebracht, welcher Letztere, nach den Klatschereien, sein Sohn sein sollte. Die Welt glaubt nun einmal nicht an die Tugend der Geistlichen, der Bischöfe so wenig als der Dorfpfarrer.

Gaguel hatte sich auf seinem Posten dadurch erhalten, daß er eine Reise nach Luçon gemacht und dem neuen Erzbischof sehr wichtige und genaue Notizen über die gesammte Geistlichkeit des Sprengels gegeben hatte. Gaguel wußte, daß er nothwendig sei. Die geheimen Bemerkungen waren für den Erzbischof von großem Interesse gewesen und sie hatten seine höchste Bewunderung erregt. Nichts war vergessen, weder die beglaubigten skandalösen Thatsachen, noch die Vermuthungen, weder die Anklagen, noch die unvorsichtigen Handlungen eines jeden der Geistlichen vom letzten Vicar bis zum Erzpriester der Kathedrale.

Julio hatte auch sein Kapitel in dieser eigenthümlichen Statistik. Es hieß von ihm: „ein gefährlicher Mensch mit glühender Phantasie; stolz, eingebildet, weil Se. Eminenz der Cardinal in seiner Altersschwäche ihn unglücklicherweise zum Secretair machte; behandelt Gottes Wort ohne Ehrfurcht und entweiht die Kanzel durch verbrecherische Neuerungen; steht in Verbindung mit Menschen ohne Religion; lieset alle Arten Bücher, auch Zeitungen; ist eine Art Freigeist, den man in den geistlichen Stand gar nicht hätte aufnehmen sollen und der in der Kirche noch großes Aergerniß bereiten wird; Priester, der zu beaufsichtigen, mit strenger Hand zu leiten und in den niedrigsten Stellungen zu halten ist, eine Art Luther,

den man zu ersticken hat, damit er nicht einen großen Brand in der Kirche anstifte." Es folgten darauf einige Anekdötchen und einige Angebereien gegen den jungen Mann, dessen Leben rein wie das eines Engels gewesen war.

Acht Tage nach Ankunft des Herrn Le Cricq erhielt Julio folgendes Schreiben:

„Herr Abbé,

„Mit großem Bedauern zeige ich Ihnen an, daß ich über die Stelle des erzbischöflichen Generalsecretairs verfügen mußte. Da ich bereits hier in Luçon ein erprobtes Personal hatte, so konnte ich mich von ihm auch in dem neuen Amte nicht trennen, das mir die Vorsehung anvertrauet hat. Ich hoffe indeß einen Platz zu finden, der Ihren Talenten und Neigungen entspricht.

Peter Franz, Erzbischof von T."

Schon am zweiten Tage nach seinem Einzuge im erzbischöflichen Palaste schrieb Le Cricq, nachdem er in seiner Ordnungsliebe das Verzeichniß der unbeschäftigten Geistlichen durchgesehen hatte, an Julio:

„Herr Abbé,

„der Herr Pfarrer von Saint Sernin bedarf eines fünften Vicars. Sie kennen die Wichtigkeit dieser Kirchgemeinde und wissen, wie viel Gutes da zu wirken ist. Ich ernenne Sie zu diesem Amte und hoffe, daß Sie mir keinen Anlaß zur Klage geben werden. Sie sind jung; lassen Sie sich Ihre ersten Versehen zur Warnung dienen. Halten Sie sich in Demuth und Bescheidenheit und Gott wird Ihr Amt segnen.

Peter Franz, Erzbischof von T."

Es war die erste amtliche Handlung des Herrn Le Cricq: er erniedrigte und demüthigte einen aufstrebenden jungen Mann und handelte nach den Notizen Gaguels, ohne dieselben zu prüfen. Julio errieth die Quelle, aus welcher alles floß, blieb sich aber gleich und trat wohlgemuth sein sehr bescheidenes Amt an.

Herr Le Cricq liebte die Jesuiten nicht mehr als sie Herr von Flamarens geliebt hatte, aber er fürchtete sie mehr. Darum galt denn auch sein erster Besuch, nach seinem großen Seminar, wo ihn eine Versammlung von Geistlichen aus allen Theilen seines weiten Sprengels erwartete, dem Pater Provinzial im Inquisitionshause. Er versicherte ihm hoch und theuer seine Anhänglichkeit an den Orden und war als er ging mit sich sehr zufrieden.

Am nächsten Tage ging der Pater Provinzial zur Audienz im erzbischöflichen Palaste und zahlte ihm falsches Silber für das nachgemachte Gold vom vorigen Tage. Der Erzbischof war noch freundlicher als zuvor, versprach, den Jesuiten nach allen seinen Kräften bei ihrem beabsichtigten großen Klosterbau behilflich zu sein und rühmte die eifrige Thätigkeit des „Vortrabs des Katholicismus".

Da er recht wohl wußte, daß alle seine Reden genau nach Rom gemeldet werden würden, so sprach er sehr warm von dem unsterblichen Pius IX., rühmte ihn außerordentlich wegen der großen Thaten seiner Regierung, sowie wegen seines muthigen und ausdauernden Widerstandes gegen die Pläne der italienischen Revolution. Er erwähnte, daß er mehr als einmal versucht gewesen sei,

bei seinen Lebzeiten zu ihm zu beten, wie die heilige Therese zu einem großen Diener Gottes gebetet habe.

Der Provinzial stimmte eifrig in all das Schöne ein, bevor er die Hauptsache berührte, welche ihn so sehr am Herzen lag, das unter der Presse befindliche „Testament des Cardinals“.

Davon wußte der Erzbischof noch gar nichts, denn Gaguel hatte ihm, aus Klugheit oder Nachlässigkeit, nichts gesagt. Er ließ sich die Sache ausführlich erzählen.

„Ich werde dagegen wirken,“ sagte er zu dem Jesuiten.

„Selbstverständlich handeln wir nicht in dem persönlichen Interesse unseres Ordens, der so unwürdig in dem Schriftchen behandelt worden ist, sondern in dem höheren Interesse der Religion.“

Der Provinzial empfing zuletzt kniend den Segen des Erzbischofs.

Julio seiner Seits hatte sich sofort auf den bescheidenen Posten begeben, der ihm angewiesen worden war und vertauschte die prächtige Wohnung im erzbischöflichen Palaste mit einem Stübchen neben der Kirche. Verdelon hatte sich die Sache auch angelegen sein lassen, die ihm die Damen von La Clavière ans Herz gelegt und Julio bereits einige Vorschläge gemacht, welche dieser nicht ganz von sich gewiesen. Er begab sich deshalb zu Frau von La Clavière, um sie von seinem ersten kleinen Erfolge zu benachrichtigen, sah er dabei doch auch Louisen, für die er leidenschaftliche Liebe zu fühlen begonnen, seit sie in seinem Zimmer gewesen war. Sollten wirklich, wie manche Physiologen behaupten, von der Schönheit Ausströmungen kommen, die Liebe erregen, wie Miasmen auf

den Mann wirken und ihn ganz durchdringen? Der verliebte junge Advokat sah in der That in dem Zimmer, das Louise betreten hatte, gewissermaßen eine geweihte Stätte und in seinem Herzen, wie in dem aller Liebenden, wiederholte sich das kleine Drama, über das man nicht lachen darf, weil es die ernstlichste Angelegenheit des Lebens ist und alles Glück des Daseins davon abhängt.

Verdelon wurde, als er bei den Damen erschien, wie ein von Gott Gesandter empfangen. Die Blicke der Tante betrachteten ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und die Augen Louisens schienen ihm das ganze Herz zu versprechen, wenn er Julio rette.

Der junge Advokat war — selig.

„Ich habe vorläufig Folgendes nach langen Kämpfen erlangt,“ sagte er, „denn Freund Julio ist sehr hartnäckig. Ich machte meine Rechte geltend, die ich doch an der Abfassung der Schrift habe und er mußte zugestehen, daß er das Versprechen, welches er dem sterbenden Cardinal gegeben, gleich erfülle, ob mein oder sein Name auf der Schrift stehe. Noch schwankt er, nicht, wie ich zuerst glaubte, aus kindischer Autoreitelkeit, sondern weil er seinen Namen auf einem Buche sehen will, das, wie er glaubt, großen Einfluß auf die künftigen Geschicke des Katholicismus haben wird. Wenn er endlich das Opfer doch bringt, wird er es aus Dankbarkeit gegen Sie und aus Zärtlichkeit gegen seine liebenswürdige Schwester thun, aber schwer wird ihm das Opfer werden. Ich wollte ihn nicht sogleich bei dem ersten Versuche zu sehr drängen, aber ich erwarte, daß er nach-

geben wird. Morgen werde ich noch einmal mit ihm reden."

Es verrieth eine gewisse Klugheit, wenn Verdelon die Unterhandlung mit Julio in die Länge zog. Er förderte dadurch jedenfalls seine Herzensangelegenheit. Er mußte mehrmals zu den Damen gehen, um ihnen Bericht zu erstatten. Das Haus war ihm geöffnet. Wenn er nun etwas bei Julio ausrichtete, hatte er Anspruch auf die Dankbarkeit Louisens und die Dankbarkeit arbeitet stets, das wußte er bereits, der Liebe in die Hände.

Unterdessen sprach man in der ganzen Stadt von nichts als von der Ungnade Julios. Die Frömmler, die eifersüchtigen Geistlichen und die große Zahl der Anhänger der Jesuiten triumphirten. „Der ausgezeichnete Redner," spotteten sie, „der Vertraute der hochseligen Eminenz ist fünfter Priester an St. Sernin geworden! Da sieht man den Finger Gottes. Er straft den Stolz immer." Und in dieser Pharisäer-Welt galt der so ganz demüthige und bescheidene Julio für stolz. Gaguel hatte ihn so bezeichnet.

Der intelligentere Theil der Einwohner von T. sprach freilich anders. Solche Männer hatten gelegentlich auch den Muth, ihre Meinung über Julio offen auszusprechen. Sie verschwiegen und verheimlichten den tiefen Eindruck nicht, welchen die warme und überzeugende Predigt auf sie gemacht. Auch meinten sie, solche Talente wären sehr selten in der Geistlichkeit und sollten gefördert werden; sie sagten es dem Erzbischof gerade heraus, daß sie die Ernennung Julios zu seinem jetzigen Amte für eine Rache Gaguels hielten.

Der Erzbischof merkte sich dies wohl, denn es lag ihm viel daran, die Meinung der offiziellen Welt zu schonen, deren Wort bisweilen bis zu den Ministern dringt, und Le Cricq strebte nach dem — Cardinalshute. Um aber Cardinal in Frankreich zu werden, muß man zwei schwer zu vereinigende Dinge zu verbinden verstehen — die Gunst der Regierung, die einen sehr gemäßigten Mann wünscht, und die Gunst Roms, welches vor allen Dingen eine unbegrenzte Hingebung für den Papst, namentlich für die weltliche Macht des Papstes, verlangt. Es giebt Leute, wie die Thatsachen beweisen, die so geschickt sind. Aus verschiedenen Gesprächen mit hochgestellten Beamten über Julio nahm er ab, daß er den ehemaligen Secretair des Herrn von Flamarens schonen müsse, ja daß er vielleicht schon da zu weit gegangen sei, als er dem Rathe Gaguels gefolgt.

Es waren eben die schönen Tage eines wundervollen Frühlings. T., das prächtig an dem grünen Ufer eines klaren Flusses liegt, sah die Natur rasch sich entfalten unter der mächtigen Sonne des Südens, die jedoch stets durch die Nähe des Schnees der Pyrenäen gemäßiget wird. Da der Gesundheitszustand der Frau von La Clavière, welche durch die Vorgänge mit dem Abbé in der letzten Zeit harte Prüfungen zu bestehen gehabt hatte, sehr geschont werden mußte, so empfahl der Arzt den Aufenthalt auf dem Lande und man mußte also nach Clavière abreisen. Verdelon wiederholte seinen Besuch und er brachte dies Mal die Nachricht mit, daß Julio eingewilligt habe, seinen Namen von dem „Testamente des Cardinals“ wegzulassen. Unter die Vorrede wollte Verdelon, der sie wirklich geschrieben hatte, seinen Namen

setzen. Der Verleger in Paris hatte bereits Weisungen in diesem Sinne erhalten. Verdelon versprach dann, wo möglich noch ein neues Zugeständniß zu erlangen, das ihn vor jeder Verfolgung schütze.

Frau von Clavière freute sich ungemein, — gewann den Freund Julio's sehr lieb und lud ihn ein, sie bald auf dem Lande zu besuchen. Verdelon versprach natürlich gern, nach Clavière zu kommen, sobald er etwas Neues mitzutheilen habe.

Der junge Advokat kam verliebter nach Hause als je und die Schönheit Louisens war allerdings in dieser Zeit voll erblüht. Er freute sich auf den Besuch in Clavière, wo sein Herz zum ersten Male gesprochen hatte. Man denkt ja immer gern an die Orte, wo man geliebt hat. Julio selbst besuchte seine Tante und seine Schwester noch ein Mal vor ihrer Abreise. Er befand sich gerade in einer Stimmung, in welcher vertrautes Gespräch so wohlthut, ein warmer und liebreicher Blick dem Menschen alle Leiden, alle Kämpfe vergessen läßt. Man mag sein Leben einrichten wie man will, man mag sich alle Genüsse der Größe, des Ehrgeizes und des Genies schaffen, wenn die reine Freude der vertraulichen Herzensergießungen fehlt, fehlt das Beste, denn es mangelt der Zweck und das Ziel unseres irdischen Lebens, die Liebe. Wer das nicht weiß, weiß nichts von dem Glück.

Der Hauptwunsch, der Lieblingstraum Julio's war die ideale, reine Liebe zu dem Wesen, das kein schuldiger Gedanke jemals beflecken kann, zu der Schwester. Was lag ihm daran, daß er nicht mehr der Secretair eines Cardinals war? Warum sollte sein jetziges Stübchen

weniger werth sein als das Prachtzimmer im erzbischöflichen Palast? War er, Julio, jetzt als fünfter Vicar weniger groß als da er die vielleicht schreckliche Beichte eines Erzbischofs empfing, der zwanzig Jahre lang sein Gewissen den traurigen Anforderungen des menschlichen Ehrgeizes geopfert hatte? Er hatte sein Glück nicht in solchen Dingen gesucht und deshalb auch keine Enttäuschung erfahren. Wenn man Alles von Gott, der Natur und sich selbst erwartet, die höchste Richtschnur seines Lebens in seinem Gewissen sieht, was liegt dann an den Urtheilen der Menge? Wenn er sich auch der gebieterischen Strenge des Cölibats unterworfen und dasselbe als Bedingung des Priesterthums im Abendlande angenommen hatte, wollte er doch sein Herz jeder reinen Liebe öffnen, die ihm die Freuden der Familie ersetzen könnte, deren schmerzliche Entbehrung er bereits empfand. Wenn er nur auf das Herz seiner Louise zählen konnte, wenn er in einem langen Priesterleben nur immer eine liebende Seele fand und wenn bei den großen Prüfungen diese Schwesterseele zu ihm sagte: Gott hat mich dir gegeben, worüber klagst du? wenn er dies höchste Gut des Herzens hatte, so konnte und durfte er von der Vorsehung nicht mehr verlangen.

Obgleich er sich wenig mit den materiellen Dingen beschäftigte, hatte er doch recht wohl bemerkt, daß das reiche Erbe der Frau von La Clavière dem Pater Brissard nicht entgehen werde. Er nahm sich zwar vor, daß die Jesuiten diese Erbschaft theuer bezahlen sollten, aber er suchte doch weder sein Glück, noch das Glück Louisens in diesem glänzenden Vermögen. Jedenfalls gab es irgendwo ein kleines Pfarrhaus, nach dem Niemand ver-

langte. Dahin schickte man ihn vielleicht. Wenn er seine liebe Louise bei sich hatte, forderte er von den Mächtigen der Kirche nicht mehr.

Bei dem Abschiede sprachen die Tante und Louise von den Bemühungen Verdelons.

„Nicht des Freundes wegen, sondern wegen der Tante und Schwester willigte ich ein, meinen Namen nicht auf das „Testament" zu setzen," antwortete Julio, der dann versprach, einige Tage nach Clavière zu kommen. Er sprach darauf noch lange und allein mit der Schwester und gewann die Ueberzeugung, daß er dann, wenn die Kämpfe begännen, das weibliche mitleidige Herz finden werde, das ihn im Kampfe tröste und stärke.

---

## 4.

## Veröffentlichung des Testamentes des Cardinals von Flamarens.

Verdelon reiste bald nach Clavière. Wir wissen ja, was ihn mächtig dahin zog. Das Weib ist neugierig und wenn er auch von der Tante wie von Louise sichtbar mit Wohlwollen empfangen wurde, so lag doch auch beiden sehr viel daran, die Entwickelung des Dramas zu sehen, in welchem eine geliebte Person die erste Rolle spielte. Erschien das schreckliche Buch wirklich? Sie machten sich keine Illusionen darüber, aber wenn der Name des Herausgebers wegblieb und wenn gewisse Erklärungen die Wirkung auf die frommen Leute ab=

schwächten, konnte man doch hoffen, dem Ungewitter zu entgehen, das drohend über Julio stand.

Verdelon kam sehr erfreut an. Er brachte eine gute Nachricht. In einem Punkte nur war Julio unerbittlich gewesen, in der völlig treuen Wiedergabe der Gedanken des Cardinals; in allen übrigen Stücken hatte er nachgegeben. Eine kurze Anzeige erklärte, daß das Buch, wenn es auch der reine Ausdruck der Gesinnungen des verstorbenen Cardinals, allen Autoritäten der Kirche mit gebührender Verehrung unterworfen sei. Unter der Vorrede stand nur der Name Verdelon.

Der Unterhändler hatte also gesiegt und als Sieger stellte er sich den Damen in La Clavière vor, um sie zu überzeugen, daß nun für Julio von der Veröffentlichung des Buches nichts mehr zu fürchten sei.

Besuche auf dem Lande, selbst in einem so stillen Hause wie Clavière, bringen immer ihre kleinen Zerstreuungen mit sich. Verdelon mußte natürlich zu Tisch bleiben und da die alte Dame ihr Zimmer nicht verlassen durfte, so fiel Louisen die Aufgabe zu, den Gast auf einem Gange durch den schönen Park zu begleiten, dessen Unterhaltung von ihr hauptsächlich beaufsichtiget wurde. Sie zeigte den Besuchern namentlich gern einen kleinen See oder vielmehr ein Bassin mit Goldfischchen unter hohen alten Bäumen. Verdelon, dessen Herz die Begeisterung der ersten Liebe empfand, folgte dem reizenden Mädchen, dessen Füße den Sand der Wege kaum zu berühren schienen. Hier hatte er früher, als er noch über die Wahl seines Berufes schwankte, als Zögling des Seminars, die Jungfrau betrachtet, die in aller Jugendschöne vor ihm stand und sein Herz der Liebe geöffnet, die wie

Blumenduft von ihr ausging. Der Gedanke an Louisen hatte sehr viel zu dem Entschlusse des jungen Mannes beigetragen, dem geistlichen Stande zu entsagen und hier hinderte ihn nichts sein ganzes Herz ihr hinzugeben an dem Orte selbst, wo der Funke der Liebe zuerst in ihm sich entzündet hatte. Zwanzig Mal traten ihm die Worte auf die Lippen: Louise, ich liebe Sie, zwanzig Mal fühlte er sich versucht vor der reizendsten Frauengestalt, die ihm bisher erschienen war, auf die Knie zu sinken und ihr seine Gefühle zu gestehen. Er that es nicht. Wegen der Schüchternheit des Herzens, die vor einem ersten Geständniß erschrickt? Wegen der Zurückhaltung eines ernsten Mannes, der es für würdiger hielt, Frau von La Clavière um die Hand Louisens zu bitten, ehe er von dieser selbst die Einwilligung empfing? Nein! Des Menschen Herz ist voll von seltsamen Widersprüchen. Obwohl Verdelon Louisen leidenschaftlich liebte, trug er doch auch noch eine andere Leidenschaft im Herzen. Es widerstrebte ihm, der nichts besaß als die Früchte seiner Arbeit, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen. Nach Andeutungen Julios hatte er die Erbschleicherei des Pater Briffard erfahren und er wußte recht wohl, wie geschickt die Jesuiten in diesen Sachen zu Werke zu gehen wissen, daß sie von dem Gesetze nichts zu fürchten haben. Ein Prozeß war eine keineswegs lockende Aussicht. Solche Gedanken waren es, die wie ein kalter Hauch sein warmes Herz berührten. Das Geständniß, das so oft auf seinen Lippen schwebte, wurde immer durch den Verstand des Mannes zurückgehalten. So blieb Verdelon nur ein liebenswürdiger Begleiter; Louise wollte die Tante nicht

zu lange allein lassen und so kehrten sie in das Haus zurück.

Verdelon bestand einen schweren Kampf zwischen seiner Liebe und seinem Interesse, aber nichts verrieth etwas von dem, was in ihm vorging. Louise ihrerseits hatte in der Sorglosigkeit eines jungen Mädchens ihr Herz der Liebe zu Verdelon hingegeben. Als er wieder abgereist war und sie sich Abends in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, traten ihr die Thränen in die Augen und ihr Busen wogte unter bisher unbekannten Gefühlen. Ein Name, ein Bild stand unaufhörlich vor ihrer Erinnerung und ihrem Blicke. Sie mußte sich dies Mal gestehen, daß sie unermeßliche und unwiderstehliche Liebe zu Verdelon empfinde.

Das „Testament des Cardinals von Flamarens“ war erschienen und ein großer Ballen mit dieser Neuigkeit in T. angekommen. Große gelbe Zettel bedeckten die Mauern der Stadt und in die Augen fallende Anzeigen in den Zeitungen machten auf die Schrift aufmerksam. In T. war es ein Ereigniß. Man riß einander die kleinen Hefte aus den Händen, so daß die erste Sendung bald verkauft war. Die allgemeine Neugier war so gewaltig angeregt, daß die Gemüther sich über die neuen Ideen in dem Schriftchen erhitzten. Es bildeten sich zwei Parteien. Die wissenschaftlich Gebildeten, die selbstständig denkenden und überlegenden Personen, die sich an allem erfreuen, das geistreich gedacht und gut geschrieben ist, sprachen mit großem Interesse von dem Schriftchen. Sie rühmten den verstorbenen Cardinal, der den Muth gehabt, vor einem so jungen Priester solche Geständnisse zu thun und man pries ihn glücklich, daß er einen Dolmetscher

in einem Manne gefunden, der durch seine ersten Predigten unter die besten Redner sich gestellt hatte und durch dies kleine Buch nun auch als ausgezeichneter Schriftsteller sich bewähre. Man erfuhr und errieth schnell genug, daß es das Werk des ehemaligen Secretairs des Cardinals sei, wenn auch unter der Vorrede Verdelons Name stehe. „Der junge Priester benimmt sich vortrefflich,“ hieß es. „Wenn doch die Geistlichkeit viele solche Männer zählte!“

Auf der andern Seite freilich sprach man anders. Die Reformzwecke des Cardinals, seine Selbstverurtheilung, sein Tadel gegen das allgemein befolgte System der hohen Geistlichkeit, die Brandmarkung des ehrgeizigen und herrschsüchtigen Jesuitenordens riefen den Haß der kirchlich Gesinnten hervor, der hier und da keine Grenzen kannte. Die Gemäßigten zweifelten an der Wahrheit der Darstellung. Der fünfte Vicar von St. Sernin wurde mit anonymen Briefen überschüttet. Einige enthielten die gröbsten Schmähungen; andere drohten mit den ewigen Flammen; noch andere wünschten die gute alte Zeit der Inquisition zurück, in welcher Gott wegen der Lästerungen in dem Buche gerächt worden sein und der Lästerer auf einem Scheiterhaufen seine schlechte Seele ausgehaucht haben würde.

Unter den Briefen befand sich, als Entschädigung, auch ein Schreiben des Bischofs von A., das wir hier mittheilen können. Lud. Aug. Delpont war Einer der jüngsten Bischöfe in Frankreich und hatte Julio gekannt als er sich noch in T. befand. Seine Schriften gegen die excentrische Theorie des Abbé Goume über die alten Classiker und eine Vertheidigung der gallicanischen Liturgie

gegen Dom Guéranger hatten Aufmerksamkeit erregt. Die Regierung, die damals offen mit der ultramontanen Geistlichkeit brach, wendete ihre Blicke auf Delpont, der von dem Präfecten der Ober-Garonne warm empfohlen war und ernannte ihn zum Bischof von A. Julio war immer in freundschaftlichem Verkehr mit ihm geblieben.

Der Brief des Bischofs lautete:

„Mein lieber Abbé,

„man schickt mir eben von T. ein merkwürdiges Schriftchen. Obgleich dasselbe Ihren Namen nicht an sich trägt, so kann die Erzählung, welche es enthält, doch nur von Ihnen ausgehen. Sie handelten sehr klug, daß Sie Ihren Namen nicht auf das kleine Buch setzten, denn es wird Ihnen Verfolgungen aller Art zuziehen. Sie sind ein Mann von bewundernswürdigem Muthe, lieber Abbé, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen meinen Glückwunsch auszusprechen. Nur mit Thränen konnte ich die so demüthigen Bekenntnisse und die so großartigen Gedanken des guten Cardinals von Flamarens lesen, dem ich so viel verdanke. Das kleine Buch wird überall mein Begleiter sein und wenn ich jemals den Schwächen verfalle, über die der würdige Mann vor seinem Tode sich so bittere Vorwürfe machte, wird es mich zur Selbstachtung zurückführen.

„Halten Sie diesen ganz im Vertrauen geschriebenen Brief geheim oder verbrennen Sie ihn noch lieber sogleich. Ich bin, wie Sie wissen, von fanatischen Collegen umgeben, mit denen ich mich nicht überwerfen möchte. Es würde dies meine Stellung verderben ohne Nutzen für die Wahrheit. Wir leben in einer Zeit schmerzlichen Ueberganges und man muß die Thoren

Erfahrungen machen lassen. Wenn sie die Welt mit ihren excentrischen Ideen übersättiget haben, müssen sie doch zum gesunden Verstande zurückkehren. Ich bin so jung noch, daß ich hoffen darf, etwas von der Herrschaft des Friedens und der Vernunft noch zu erleben. Lassen wir also die Gaumes, die Veuillot und dergl. im Schmutze der religiösen Leidenschaften wühlen bis der Tag kommt, an dem man erkennt, daß Christus kein donnernder Jupiter ist.

„Leben Sie wohl, lieber Abbé und erhalten Sie sich Ihren Muth! Aber gehen Sie nicht zu weit vorwärts und vergessen Sie auch die Klugheit nicht, damit Sie von den Wölfen der Kirche nicht zerrissen werden. Ich wiederhole meine Bitte, daß Sie ewig über diesen Brief schweigen mögen. Ich würde Ihnen nicht verzeihen können, wenn Sie ihn weiter mittheilten, selbst an vertraute Freunde. Ich liebe und segne Sie.

Lud. August, Bischof v. A.

Dieser Brief war Balsam für das so weiche und empfängliche Herz Julios, aber er ging dem Sturme voraus wie die ersten lauen Tropfen, denen die Regengüsse der heftigen Gewitter folgen. Man kann sich denken, daß die Jesuiten, welche die Veröffentlichung des Testaments nicht hatten verhindern können, keine Grenzen in ihrer Rachsucht kannten. Sie schickten nach einander mehrere angesehene Personen ab, welche alle zu dem erschrockenen Erzbischof sagen mußten: „Haben Sie das Buch gelesen? Es ist entsetzlich. Muß nicht den unglückseligen Priester, der so unwürdige Dinge zu schreiben gewagt hat, das Interdict treffen? Das Buch erregt in der ganzen Stadt das entsetzlichste Aergerniß."

Der von Natur jähzornige Erzbischof zeigte sich höchst erregt gegen alle so Klagenden, sprach laut seinen Abscheu gegen die Lehren in dem Buche aus und versicherte, daß den Schuldigen die strengsten Strafen treffen würden. Da triumphirten die Jesuiten. Der Elende, der ihre heilige Gesellschaft angegriffen hatte, sollte bestraft, aus dem Sprengel vertrieben werden und als abschreckendes Beispiel für jeden dienen, welcher den Schleier von ihren Intriguen zu heben wagen sollte.

Julio selbst erhielt die schriftliche Weisung, am nächsten Tage Mittags vor dem Erzbischof zu erscheinen.

Ueber Nacht kommt guter Rath, namentlich für die, welche vor den ersten Eindrücken auf der Hut zu sein sich gewöhnt haben. Der Erzbischof hatte nicht blos Klagen und Beschwerden von der gereizten Partei empfangen, sondern durch seine Vertrauten auch erfahren, daß die gelehrte Welt die Schrift Julios mit großer Anerkennung gelesen und daraus eine gewisse Begeisterung für die Geistlichkeit geschöpft habe, die ein so gedankenreiches Buch hervorbringen könne. Man rühme und preise, hörte er, den Cardinal von Flamarens. Würde es nicht sehr unklug sein, gegen die allgemeine Ansicht der Gebildeten zu handeln, nur um der Unzufriedenheit einer Partei zu genügen? Er kam mit sich überein, wo möglich beide Parteien zu befriedigen.

Julio erschien in dem Cabinet des Erzbischofs mit der Heiterkeit des reinen Gewissens.

„Sie haben ein schreckliches Buch geschrieben, Herr Abbé."

„Ich begreife nicht . . ."

„Die Schrift, in welcher Sie meinen verehrungs=

würdigen Vorgänger reden lassen, ist ein schreckliches Buch."

„Ich habe die Worte Sr. Eminenz treu widergegeben und begreife also nicht, weshalb die Schrift schrecklich sein sollte."

„Sie haben sich einen Ruf machen wollen und dazu einen großen Namen gemißbraucht."

„Ich schwöre vor Gott, der uns hört, daß jedes Wort in dem Buche von Sr. Eminenz wirklich gesprochen worden ist und ich durchaus nichts hinzugesetzt habe. Wenn ich mir etwas vorzuwerfen hätte, so wäre es vielleicht das, daß ich die Energie gemildert."

„Sie hätten das der Vergessenheit anheim fallen lassen sollen. Sie werden Ihre Lust, sich gedruckt zu sehen, theuer bezahlen, denn Sie gestehen doch ein, daß das Schriftchen von Ihnen ist?"

„Ich bin bereit alles zu dulden, alles über mich ergehen zu lassen. Ich empfing einen Auftrag von einem Sterbenden und gab ihm mein Ehrenwort, den Auftrag auszuführen. Ich mußte mein Wort halten."

„Aber der Glaube, Herr Abbé!"

„Ich bin nicht Richter über den Glauben des Herrn Cardinals. Er war mein Vorgesetzter."

„Sie theilten die Reden eines schwachsinnig gewordenen Greises mit und setzten Einiges hinzu. Ist es nicht so?"

„Ich bitte um Entschuldigung . . Ich bin zwar jung, habe aber die medicinischen Fragen, die sich auf unser Amt beziehen, fleißig studirt und versichere, daß der Cardinal seinen vollen Verstand hatte, als er wieder

zu sich gekommen war. Sie können das Zeugniß des Doctor Peuch anrufen, das gewiß unverdächtig ist."

„Das Buch kann aber nicht bleiben. Es ist ein Aergerniß für die Frommen und enthält Neuerungen, die an Ketzerei grenzen."

„Ich bin weder der Erzbischof, noch der Papst, noch die Kirche. Ich habe eine Pflicht gegen einen Sterbenden erfüllt. Tadeln und verdammen Sie seine Lehren, es ist Ihre Sache. Die Kirche hat über die Meinungen des Verstorbenen zu richten, obgleich er Erzbischof und Cardinal war; aber sondern Sie die Sache dessen, der die Gedanken des Sterbenden mittheilte, von den Gedanken selbst, über deren Orthodoxie ihm kein Urtheil zusteht."

Der Erzbischof schien milder zu werden.

„Sie unterwerfen sich also dem Urtheile des Papstes über das Buch, das Sie dem Herrn v. Flamarens zuschreiben?"

„Sehr gern."

„Geben Sie mir diese Erklärung schriftlich."

Julio gab sie und wurde mit scheinbarem Wohlwollen entlassen. Abends erzählte der Erzbischof einer Gesellschaft von Geistlichen, welche Strafpredigt er dem jungen Thoren gehalten habe, er setzte aber auch hinzu, aus Mitleid mit der Jugend habe er sich mit einem bestimmten Widerrufe begnügt, der seine erzbischöfliche Verantwortlichkeit sowohl Rom als seiner Geistlichkeit gegenüber sicher stelle.

Die letzten Worte betonte er scharf und Niemand konnte zweifeln an dem was sie bedeuteten.

## 5.

# Eine sechszehnjährige Nonne.

Der Sturm schien sich beruhiget zu haben und da Julio, keines Grolles fähig, so freundlich und heiter-mild sich zeigte wie sonst, so glaubte man, seine Feinde wären entwaffnet und der Friede verbleibe dem bescheidenen Dasein, das ganz den Armen, Kranken, Kindern und andern verlassenen Geschöpfen Gottes gewidmet war.

Die Tage der Ruhe sollten indeß nicht von langer Dauer sein und der Haß von neuem zu voller Glut geschürt werden. Man beobachtete Julio, der offen und ehrlich in seinen Reden war und die Kunst nicht verstand, dem Tadel sich zu entziehen.

Zwei Vorgänge, die bei einem Andern als Julio gar nicht bemerkt worden wären, wurden von den Uebelwollenden aufgegriffen. Die Spione der Jesuiten ließen ihn nicht aus den Augen; über sein Privatleben, über seine Besuche, über alle seine Reden, selbst in der Sacristei, ja im Beichtstuhle, über seinen Verkehr mit Verdelon und mit Gelehrten in T. wurde tagtäglich dem Pater Provinzial Bericht erstattet.

Ein Ereigniß machte in T. großes Aufsehen. Die größten Provinzialstädte behalten immer etwas Kleinstädtisches. Das allgemeine Gespräch war denn folgendes:

Ein hübsches junges Mädchen, ein Kind noch, ein Engel von sechszehn Jahren, aus einer wohlhabenden

Familie der Stadt, wollte sich bei den Carmeliterinnen lebendig begraben. Der Beichtvater des Kindes war stets der Carmeliter=Pater Athanasius gewesen. Die Kleine kannte nichts in der Welt als das Haus ihres Vaters, die Kirche und die Kapelle der Carmeliter. Pater Athanasius hatte die Mutter leicht beredet, daß Gott von ihr, wie von Abraham, die Opferung ihres Kindes verlange. Vor zwei Jahren schon war es bekannt, daß das Mädchen in das Kloster der Carmeliterinnen zu treten beabsichtige. Der Vater, ein braver Mann und guter Christ, dachte zwar über diesen so frühzeitig sich kundgebenden Beruf nicht ganz so wie der Pater Athanasius, wie seine Frau und sein armes Kind, aber er war schwach und fürchtete sich vor seiner Frau, die keinen Spaß über die Vorschriften ihres Beichtvaters verstand. Er fürchtete, man würde in dem frommen T. mit Fingern auf ihn zeigen, wenn er dem Wunsche seiner Tochter entgegentrete. Eines Tages sprach er indeß mit Julio, den er besonders ehrte und der ihn denn auch auf seine Vaterrechte hinwies. Trotzdem gab er endlich seine Einwilligung, daß die Tochter den Schleier nehme.

Man sprach mit bewundernder Begeisterung von diesem Beispiele der Opferung, das ein so junges Mädchen gab und rechnete viel auf den Einfluß dieses Schauspiels, das jedenfalls andere Jungfrauen nach dem Kloster hinziehe.

Ruhige und verständige Leute freilich murrten und die Jugend namentlich zürnte gegen die Orden, die nur die Klöster zu füllen wünschen. „Man entführt uns die heirathsfähigen Mädchen; wann werden endlich die Mönche

beseitiget werden?" Man wußte, daß ein junger Mann das Mädchen, welches Nonne werden wollte, leidenschaftlich liebte und daß die Väter längst schon die Verbindung ihrer Kinder gewünscht hatten. „Man zerreißt die Familien," klagte man; „die väterliche Gewalt gilt nichts mehr; ein Fanatiker, der aus seiner Zelle kommt, entscheidet über die höchsten Interessen des Lebens."

Die Gemüther erhitzten sich auf beiden Seiten, als man erfuhr, daß die Einkleidung des Mädchens am 1. März 1859 erfolgen solle. Der Pfarrer von St. Sernin, ein Greis, welcher das Kind getauft hatte, sollte die Feierlichkeit leiten, zu der man große Vorbereitungen getroffen hatte. Die Kapelle der Carmeliterinnen war geschmückt mit weißen Rosen und zahlreiche Kerzen brannten darin. Die Predigt mußte natürlich Pater Athanasius halten.

Ein zahlreiches und gewähltes Publicum erfüllte bereits die Kapelle. Die Stimmen der Nonnen sangen hinter dem schwarzen Gitter, das innen von langen eisernen Spitzen starrte und durch einen dicken Vorhang verhüllt war. Die Novize, die geschmückt war wie eine Braut, kniete im Chor zwischen zwei Pathen, die sie dem Orden übergeben sollten. Zwei dicke mit Rosen umwundene Kerzen standen zu ihrer Rechten und ihrer Linken. Der Vater und die Mutter befanden sich in der ersten Reihe im Raume, welcher den eingeladenen Familien vorbehalten worden war. Aller Augen richteten sich auf das Kind und in Aller Blicke drückte sich Erstaunen aus. Man schien nicht glauben zu können, daß das zarte Wesen sechszehn Jahre alt sei und jeder fragte sich,

wie dies Kind die strenge Regel des Ordens werde ertragen können.

Die letzten Weihrauchwolken waren zum Gewölbe der Kapelle emporgestiegen und bildeten das Halbdunkel, das in einem Tempel der Andacht so günstig ist.

Der Priester, der die Messe gelesen, hatte die Gewänder in der Sacristei abgelegt. Der Pater Athanasius wollte die Kanzel besteigen und die Anwesenden betrachteten noch einmal das Kind, das nun blaß und mit niedergeschlagenen Augen dasaß, um auf die Worte zu hören, die der Geistliche bei dieser feierlichen Gelegenheit zu ihm sprechen würde.

Es herrschte die tiefste Stille und in derselben erregte plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch Aller Aufmerksamkeit. Man erhob sich und sah nach der Sacristei hin.

Die Geistlichen schienen in großer Aufregung zu sein und laut in der Sacristei zu sprechen. Was ging vor? Die Heiligkeit des Ortes verbot jedes Gespräch, aber die Blicke fragten neugierig umher. Der Vater des jungen Mädchens wurde gerufen, wahrscheinlich um sich über etwas sehr Wichtiges auszusprechen.

Der Vater erschien wieder an seinem Platze und die Geistlichen, die offenbar bestürzt waren, setzten sich. Fünf Minuten vergingen in peinlicher Spannung. Da wurde die Außenthür, welche zur Kanzel führt, geöffnet und nicht der Pater Athanasius erschien vor den Augen der Versammlung, sondern der Abbé Julio.

Nachdem er eine kurze Zeit in stillem Gebete sich gesammelt hatte, erhob er sich und begann also:

„Mein Kind, ein schmerzlicher Umstand, von dem Sie bald werden benachrichtiget werden, führt mich, auf Verlangen der hochwürdigen Superiorin und Ihres Vaters, an diese Stelle, um das Wort bei einer Feierlichkeit zu nehmen, die den größten Einfluß auf Ihre Zukunft haben wird. Meine Aufgabe ist leicht vor Ihnen. Sie, ein Engel auf Erden, fühlen sich aufgefordert, Gott Ihre Jugend und Ihr ganzes Sein zu weihen und unter den Töchtern der heiligen Therese, die ein so strenges Leben führen, wollen Sie das Opfer vollbringen.

„Alle Anwesenden bewundern gleich mir, daß so großer Muth in einem so zarten Körper sich entzündet hat. Glücklich die Mutter, welche der Kirche ein solches Kind gegeben hat! Glücklich das Kind, das gleich einer zweiten Agnes in den Zeiten der Verfolgung vor den Henkern nicht gebebt und muthig gesagt haben würde: ich bin eine Christin!

„Ich würde also gegen die Gefühle meines Herzens und die Heiligkeit meines Amtes handeln, wenn ich nicht ausrief: „Kind, was Sie gethan, ist wohlgethan."

„Wir indeß, die wir hier die Klugheit der Kirche und ihre weise Langsamkeit vertreten, müssen neben der Ermuthigung, die eine so frühzeitige Aufopferung verdient, auch heilsamen Rath geben, der einen vielleicht übereilten Entschluß ändern kann.

„Wenn es Beispiele von Opfern gleich dem giebt, das Sie bringen wollen und die Zeit bewies, daß der Gedanke, der Sie veranlaßte, von Gott gekommen war, so muß es doch ausgesprochen werden, daß solche Beispiele sehr selten sind und so frage ich Sie denn: sind Sie überzeugt, daß Sie zu einer solchen Seltenheit gehören?

Ich frage ferner: Würden Sie ihren Beruf verlieren, wenn Sie, statt so schnell in das Haus einzutreten, das ein Grab für Sie sein wird, einige Jahre warteten, um im Angesichte der Welt sich zu prüfen, ob Sie wirklich für immer von ihr Abschied nehmen wollen? Ich frage Sie endlich, ob es bei Ihrem so zarten und schwachen Körper wohl klug sei, der so schweren Buße sich zu unterwerfen, welche das Wesentliche des Klosterlebens ist?"

Nachdem der Redner diese Fragen gestellt, setzte er seinen Zuhörern auseinander, daß der gewöhnliche Weg, der sicherste und der erhabenste Beruf der sei, Mutter zu werden; daß das Mittelalter, welches das Ideal des christlichen Lebens im Kloster gesucht, den Begriff der Vollkommenheit verdreht habe; daß solche Ansichten, welche zur Exaltation geführt und Heilige gebildet hätten, einer vergangenen Zeit angehörten und keine Wirkung mehr hätten in unseren Tagen, wo man Unterstützung der Armen, Pflege und Unterricht verlassener Kinder und Krankenbesuche höher stelle als das härene Gewand und die Geißel.

Er wendete sich von neuem an die Jungfrau und stellte ihr vor, daß sie in einen Orden treten wolle, der, abgesehen von seiner Strenge, keine menschliche Thätigkeit gestatte und der Ueberfülle des Lebens, welche jedes Wesen in der Jugend in sich trage, nicht erlaube in Arbeiten sich zu entledigen.

„Armes Kind," schloß er, „Sie verdienen die Theilnahme so ganz. Kann man Sie, geschmückt wie zu einem Feste, ohne Grauen ansehen, da Sie vor dem Anfange einer langen Marter stehen? Es giebt große

Schwächen in den menschlichen Herzen, selbst in den Seelen, die Gott nahe stehen. Wissen Sie, ob Sie in einigen Monaten nicht bereuen was Sie gethan, ob Ihnen eine innere Stimme nicht sagt, daß Sie sich übereilt? Dann wäre dem Unglück nicht abzuhelfen. Jetzt ist es noch Zeit. Sie können neben der frommen Mutter und dem rechtlichen Vater die Welt erst besser kennen lernen. Nach zwei, nach drei Jahren steht Ihnen das Kloster offen wie heute. Ihr Körper selbst wird sich dann gekräftigt haben. Vor Gott hätten Sie nichts verloren, nur einige Jahre mehr das Herz eines Vaters erfreut, der dann mit weniger Trauer Ihr Opfer sähe.

„Ich wiederhole es, mein Kind, noch ist es Zeit! Wenn Sie eine Uebereilung fürchten, so halten Sie ein!“

In der Versammlung entstand große Unruhe. Die Masse fühlt instinctmäßig das Wahre. Alle, mit Ausnahme einer keinen Zahl Fanatiker, welche die Rede Julios für ein Gewebe von Lästerungen gegen die Orden hielten, erkannten, daß der Redner Recht habe, daß das Mädchen nichts verliere, wenn sie ein Paar Jahre warte. Selbst die Mutter, welche so eifrig auf das Opfer der Tochter gedrungen hatte, änderte plötzlich ihre Ansicht und erklärte, daß sie sich übereilt habe. Als die Tochter fragend sie ansah, antwortete sie: „Kind, Deine Wahl ist frei.“ Der Vater aber nahm nun seinen ganzen Muth zusammen und sagte laut: „Gehen wir nach Hause.“

Das wirkte in der Kapelle wie ein Theatercoup. Die frommen Carmeliterinnen hinter dem Gitter begriffen nicht was vorging. Bald aber erschien, auf Anordnung des Vaters, ein Wagen an der Klosterpforte, die Mutter kehrte mit der Tochter in das älterliche Haus zurück

und der Vater erklärte der Superiorin, er wolle das schmerzliche Opfer seines Kindes noch einige Jahre hinausschieben.

Das Publicum, für das alles Schauspiel ist, sah das bräutlich geschmückte Kind am Arm der Mutter sich entfernen und hätte beinah, trotz der Heiligkeit des Ortes, laut Beifall geklatscht. Ein noch erhöheteres Interesse aber erhielt das kleine Drama als man erfuhr, daß Pater Athanasius in dem Augenblicke, als er sich zur Kanzel hatte begeben wollen, vom Schlage getroffen worden sei.

Man kann sich denken, welches Aufsehen die Geschichte in der Stadt machte. Es kamen wiederum zahlreiche Klagen über Julio vor den Erzbischof, der endlich eine Untersuchung anstellen zu lassen versprach und dadurch sich noch einmal aus der Verlegenheit zog. Die Jesuiten, die Carmeliter, die Franziscaner, die Carmeliterinnen und alle Klöster jammerten laut: „die Geistlichkeit tadele jetzt sogar öffentlich auf der Kanzel den Eintritt in ein Kloster; wenn der Erzbischof den Schuldigen nicht strafe, so müsse man andere Maßregeln ergreifen und in Rom sich beschweren.“

Ihr Zorn kannte keine Grenzen, als man einige Monate nachher erfuhr, daß Johanna Eleonore von Léteil sich mit Karl von Beaubrun verheirathet habe. Die junge Frau war nämlich keine andere als die Carmeliterin-Novize, bei deren Einkleidung Julio gepredigt und der sie in der überfüllten Kirche St. Sernin getraut hatte.

## 6.

# Eine Predigt über die Liebe.

Die fromme Welt fühlte den unversöhnlichsten Haß gegen den armen Vicar von St. Sernin. Julio, den sein Amt und seine Studien voll beschäftigten, wußte lange nicht, wie sehr diese von den Mönchen fanatisirte Welt gegen ihn aufgebracht sei, aber seine Freunde täuschten sich nicht. Verdelon machte ihn darauf aufmerksam. Außer der Freundschaft, die ihn mit dem jungen Priester verband, veranlaßte ihn auch seine Liebe zu Louisen zu dem Wunsche, daß Julio, statt sich in einen Kampf mit der herrschenden Partei der Geistlichkeit einzulassen, der früher oder später seine Laufbahn hemmen werde, im Gegentheil dafür sorge, daß ihn sein Talent zu Ehren in dieser Laufbahn führe.

So kindlich fügsam Julio aber auch war, seine feurige Natur konnte er nicht ändern. Er liebte die Kanzel und im Rausche der Improvisation, der zu den höchsten geistigen Genüssen gehört, überließ er sich, zum Entzücken seiner Zuhörer, dem Aufschwunge seiner Seele.

In T. bestand eine freie hohe Schule, die im ganzen Süden das höchste Ansehen genoß. Trotz allen Vorurtheilen und trotz den Jesuiten, die eine ähnliche Schule errichteten, schickten viele angesehene Familien ihre Kinder in jene hohe Schule. Die Elite der Jugend des Südens befand sich da und der Director der Schule wandte aus Klugheit viel Zeit auf den religiösen Unterricht. Man machte auch die auffallende Bemerkung, daß der größte

Theil der jungen Männer, welche die Kirche fortbesuchten und zur Beichte gingen, nicht aus der Schule der Jesuiten, sondern von der hohen Schule kamen.

Herr Maigreur, der Director, bemühete sich eifrig, talentvolle und aufgeklärte Geistliche zu gewinnen, die einen heilsamen Einfluß auf seine Schüler üben könnten. So forderte er denn auch den Abbé Julio auf, jeden Donnerstag in seiner Schule eine religiöse Rede zu halten. Diese Reden machten in T. bald das unglaublichste Aufsehen. Magistratspersonen, Professoren und andere ausgezeichnete Männer sahen es für eine Begünstigung an, wenn sie Platz in der Schule bei diesen Reden fanden, in denen Julio ein Talent entwickelte, von dem die Predigt in der Kathedrale nur ein erster Versuch gewesen war. Es drängten sich so viele, namentlich junge Leute herbei, daß man ein anderes Local und zwar den großen Saal in der Schule wählen mußte, in dem fast zweitausend Personen Platz fanden.

Dieser große Erfolg erregte vollends den Neid Derer, welche sich vorgenommen hatten, Julio zu verderben. Eine Predigt über die Liebe, die er improvisirt hatte wie alle anderen und welche die Freunde und Feinde sorgsam stenographirten, wurde der Gegenstand der höchsten Bewunderung, ein Ereigniß in T. Die Jesuiten hatten damals in ihrer Kirche Einen ihrer gerühmtesten Prediger. Sie boten Alles auf, um ein zahlreiches Publicum für den Pater Le Pampre herbeizuziehen. Die Frauen, welche die Jesuiten liebten und namentlich die dicken rothen Wangen des Paters Le Pampre, fanden sich allerdings ein, die Männer der guten Gesellschaft aber blieben den Donnerstagsreden des Abbé Julio treu.

Die Jesuiten, die höchst aufgebracht darüber waren, daß die intelligente Welt in T. ihren Pater im Stich ließ, erzürnten sich natürlich gegen den Redner, „dessen Concurrenz ihnen so sehr schade", wie sie sagten. Sie zettelten also in der frommen Partei eine Intrigue an und stellten an die Spitze derselben einen sehr frommen, halb kindischen alten Rath, der wegen seines Vermögens, seines Familieneinflusses und seiner Erinnerungen eine Macht in T. war. Ihrer Gewohnheit gemäß hielten die Jesuiten sich ganz im Hintergrunde, während sie den alten Herren beauftragten mit einer Deputation zu dem Erzbischof sich zu begeben. Sie übergaben ihm die Abschrift einer Stelle aus der Rede über die Liebe und legten ihm die energischesten Vorstellungen vor, die er dem Erzbischof machen sollte wegen der Lehren, die besser in die Tempel der Venus als in Versammlungen von Christen gehörten." Das Thema war für den Alten geschickt vorbereitet. Die Katholiken von T., deren Repräsentant der Führer der Deputation sein wollte, erklärten bei aller Verehrung für den Erzbischof, vor keinem weiteren Schritte zurückweichen zu wollen und sollten sie sich in Rom vor dem Papst selbst niederwerfen, ehe sie das Gift des Irrthums in die christliche Jugend der Stadt eindringen ließen. „Sie hofften", sagten sie, „der Herr Erzbischof werde solche Attentate nicht ungestraft lassen, und die Katholiken von T. zu den äußersten Maßregeln nicht drängen."

Die Jesuiten kannten den Erzbischof und wußten sehr gut, daß er nicht schwanken werde, wenn er zwischen seinem Streben nach dem Cardinalshute und der Aufopferung eines armen Priesters zu wählen habe.

Der Erzbischof schien verlegen zu sein nach der Anrede des alten Herrn und empfing aus dessen Händen die stenographirte Rede, auf welcher die Klage hauptsächlich beruhte. Er las einige Zeilen und sagte:

„Ja, darin sind Dinge, die ich nicht dulden kann. Ich werde Sie vollständig befriedigen, aber, wie Sie wissen, sind Förmlichkeiten zu beobachten.“

Die Deputation ging und Julio war verloren.

In seinem Cabinette las der Bischof begierig das Anklagepapier. Er hatte eine Verpflichtung übernommen und mußte sein Urtheil auf etwas gründen. Er fand es in der gefährlichen Theorie Julios von der Liebe. „Nein,“ sagte er, „der Jugend hält man solche Bilder nicht vor.“

Die incriminirte Stelle lautete also:

„Lasset das Weib nicht aus Euren Ideen von der Zukunft, im Gegentheil denkt an sie, denkt viel an sie. Es ist das beste Heilmittel gegen feurige Leidenschaften und gegen Verirrungen des Herzens. Betrachtet das Weib immer, aber mit keuschem Auge. Das Weib ist Eure künftige Lebensgefährtin, die Mutter Eurer Kinder. Bringt ihr kein Herz zu, das frühzeitig verdorben ist; fürchtet Euch Euren Kindern eine durch das Laster verderbte Constitution zu geben.

„Ihr bereitet Euch durch Studien vor, eines Tages Richter, Ingenieurs, Soldaten, Aerzte zu sein. Warum wollet Ihr Euch nicht vorbereiten zum höchsten und erhabensten Amte, — dem eines Familienvaters? Das ist ist ja das große Ziel alles menschlichen Lebens.

„Es ist das ernst, ernster als alle Schulsysteme und ich würde mich scheuen die Spur von so ernsten Ge-

danken so früh auf Eure Stirn zu drücken, wenn ich Euch nicht für die Zukunft einen Strahl der Liebe in dem Auge eines geliebten Weibes und das Lächeln eines Neugeborenen zeigen könnte, unschätzbare Freuden, die aber Wenige kennen, weil sie schon in der Jugend die Liebe entweiheten und dadurch das Recht verloren, sie der keuschen Jungfrau zu bieten, die ihnen die Erstlinge ihres Herzens darbringt."

In halb wahrem und halb geheucheltem Zorne rief der Prälat seinen Secretair und befahl ihm nachzusehen, ob nicht in einem der wildesten Thäler der Pyrenäen eine kleine Pfarre vacant sei, weil er, setzte er hinzu, einen jungen Hirten, der ideale Liebe zu den Schäfern des Gebirges fühle, dahin schicken möchte.

Die Pfarre von St. Aventin war vacant.

Am nächsten Tage wurde Julio zu dem Erzbischof beschieden und mit strenger Miene empfangen. Er hielt ihm eine lange Strafpredigt über die Aergernisse, die er gegeben, zeigte ihm seine Ernennung an und verbot ihm, ohne besondere Erlaubniß nach T. zu kommen.

„Reisen Sie," setzte er hinzu; „ich gebe Ihnen nur zwei Tage Zeit."

Die Verbannung Julios in das Gebirge war bald das allgemeine Stadtgespräch. Die Fanatiker triumphirten, bei den Verständigen verlor aber der Erzbischof viel. Es regnete Karten bei Julio und sie waren gewissermaßen eine Protestation der Stadt gegen seine so ungerechte Behandlung. Die Jugend von T. namentlich war sehr gereizt, denn sie glaubte die unwillkürliche Ursache dieser Verfolgung zu sein. Eine Deputation aller Schulen dankte dem Redner für alles Gute, das er gewirkt

und ein Journal theilte die Anrede des Sprechers der Deputation an Julio mit, worin er Bedauern darüber aussprach, daß ein so ausgezeichnetes Talent der Stadt verloren gehen solle. Die Zeitung verschwieg, daß die jungen Leute vor dem Inquisitionshause auch gerufen hatten: „Nieder mit den Jesuiten!"

Gleichzeitig empfing Julio ein Schreiben von einem der angesehensten Rechtslehrer, der ihm rieth, ernstlich zu prüfen, ob er seinen Feinden nachgebe oder ob das, was ihm geschehe, nicht ein Wink der Vorsehung sei, die ihn zu Höherem bestimmt habe. Der Brief setzte hinzu, er solle seine Freiheit nehmen, ein Zeugniß von dem Erzbischof verlangen, das ihm nicht verweigert werden könne, und in Paris durch Wort und Schrift thätig sein.

Als er den Brief empfing, wollte Julio eben in den Wagen steigen, um nach Clavière zu reisen und die wenigen Stunden, die ihm noch blieben, bei seiner geliebten Louise zuzubringen.

Die Anzeige von seiner Ungnade, so schonend er sie auch vorbrachte, war ein schwerer Schlag für die alte Tante. Louise aber rief verzweifelnd aus:

„Das ist das Werk der Jesuiten und Mönche!"

Der Abschied Julios von Louisen war ein sehr schmerzlicher.

„Gott weiß," sagte der Bruder, „was uns die Habsucht von dem Vermögen der Tante übrig läßt; was aber auch geschehen möge, vergiß nicht, daß Dich ein sicheres Asyl bei Deinem Bruder erwartet."

Das arme Mädchen erkannte von diesem Tage an ihre ganze traurige Lage. Würde Verdelon seine Hand

einem Mädchen ohne Vermögen reichen wollen? Würde sein Herz ihr in die wilden Thäler der Pyrenäen folgen? Und welches Leben ist die Oede und Stille in dem armen Pfarrhause für ein Mädchen, das an das Leben einer großen Stadt gewöhnt ist! In Gesellschaft eines jungen Priesters, den das Schicksal bereits zu dem langen Leiden der Verfolgung zu verurtheilen schien!

Julio mußte Clavière am andern Morgen schon wieder verlassen, um sich von T. aus direct nach St. Aventin zu begeben.

Er verabschiedete sich von seiner Tante mit schwerem Herzen, denn er sagte sich: es ist der letzte Abschied.

Louise blieb mit dem Bruder so lange als möglich beisammen. Gegen Mitternacht endlich schied sie von ihm, um ihm nicht zu viel von dem Schlafe zu entziehen.

Als Julio allein war, beantwortete er in nachstehender Weise den Brief, welcher ihm gerathen hatte, das Pfarramt in St. Aventin nicht anzunehmen:

La Clavière, d . . 1859.

„Ihren Brief, geehrter Herr, erhielt ich gestern, als ich T. eben verließ, um mich hier von meiner Tante und Schwester zu verabschieden.

„O nein, ich weiche vor dem beschwerlichen Amte nicht zurück, das mir von Gott zugewiesen worden ist. Die Verfolgung weihet es jetzt noch mehr. Unter Haß und Ungerechtigkeit fühle ich mich stark, weil Gott stets gegen die Henker, mit den Opfern ist.

„Ich habe auch den Gedanken gehabt, den Sie in

so warmen und schmeichelhaften Worten mir vorhalten, aber ein schwerwiegender Grund hält mich ab.

„Ich bin sehr jung und bedarf noch langer Arbeiten und neuer Studien. Ich weiß, daß mir die Sicherheit fehlt, welche nur die Jahre geben und die sich nicht bei dem zu eifrigen Streben der Jugend finden kann, die in allem enthusiastisch ist und nach dem Idealen sucht. Soll ich es Ihnen gestehen? Wenn ich auch sehr deutlich das Ziel vor mir sehe, wenn mir das Unglück des Katholicismus, sein tiefer Verfall, der Abgrund, in den ihn unwissende, schmeichlerische oder eigennützige Schriftsteller hineinziehen, in der ganzen traurigen Wirklichkeit vor Augen stehen und ich mit Sicherheit voraussehe, daß ich binnen kurzem den Einsturz des wurmstichigen Baues erlebe, den man den Katholicismus des Mittelalters nennen kann, so bin ich mir doch der Mittel noch nicht klar bewußt, die man anwenden soll, um die neue Kirche aufzubauen.

„Gegenwärtig steht Italien in Flammen. Alles bereitet sich dort zu einer Revolution vor. Das päpstliche Rom sieht den letzten Glanz der weltlichen Herrschaft des Oberhauptes der Kirche, während die katholische Geistlichkeit in den Erinnerungen an die Vergangenheit schlummerte, ohne das traurige Schicksal zu ahnen, das auf die lange Zeit des Stillstandes mitten in der modernen Welt folgen mußte.

„Jetzt endlich erwacht die Geistlichkeit und sieht erstaunt, daß die Menschheit weit vorausgeschritten ist. Der Mensch ist um vieles, vieles größer geworden als sonst und die Geistlichkeit begreift nicht, daß er sich nicht

mehr in die Windeln, wie in der Kindheit, einwickeln lassen will.

„Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß in Italien etwas Großes geschieht. Wie die italienische Revolution erfolgen wird, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß sie eintritt. Die hohe Geistlichkeit, welche aus Eigennutz jeder kirchlichen und politischen Reform sich widersetzt, wird im Kampfe nicht weichen, sondern ihre Opposition gegen jede kirchliche und staatliche Umwandlung fortsetzen nnd bald genug dem Volkshasse gegenüber stehen. Rom hat freilich seinen Bannstrahl, jene alte Waffe, vor der Niemand sich mehr fürchtet, der es sich aber noch immer als Schreckbild bedient. Dann wird ein letzter und entscheidender Bruch erfolgen und die alte kirchliche Welt, die nach dem Ideale Hildebrands aufgebaut wurde, sinkt in Staub.

„Ich glaube nicht, daß die Zeit des Einsturzes der weltlichen Herrschaft des Papstes weit entfernt ist. Fünf bis sechs Jahre kaum werden ihr Hinscheiden bezeichnen. Diese Zeit will ich benutzen, um mich zu sammeln und wiedererscheinen, wenn die katholische Welt, vom Sturm erschreckt, vielleicht einsieht, daß eine neue Ordnung geschaffen werden muß.

„Deshalb will ich meine Jugend in einem für mich schmerzlichen und doch auch nutzlosen Kampfe nicht aufreiben.

„So lange die alte weltliche Ordnung in Rom besteht, ist es Thorheit etwas Ernstliches in der geistlichen zu versuchen. Die Reformen, selbst die mildesten, werden immer für ein keckes Unternehmen gegen die Autorität des Oberhauptes der Kirche angesehen werden. Und an

partiellen Reformen ist jetzt nichts gelegen. Erst, wenn die weltliche Herrschaft gefallen ist, wird es Zeit sein, an einer Neugestaltung zu arbeiten.

„Ich behaupte nicht, daß es dann keine ernsten Schwierigkeiten geben dürfte; aber da die Kirche nicht untergeht, wenn auch ihre Formen und Einrichtungen, das Werk der Zeit und nicht Gottes, zerfallen, so wird sie in ihrem von dem Rost des Mittelalters gereinigten Baue die Elemente einer neuen Ordnung finden.

„Wir, die neuen Arbeiter an der Umgestaltung der christlichen Kirche, bedürfen vor allem der Geduld.

„Empfangen Sie die Versicherung meines innigsten Dankes für Ihre Theilnahme, die Sie so freundlich mir bewiesen. Die Vorsehung, die über die Vögel unter dem Himmel wacht, wird auch den Verbannten von St. Aventin nicht vergessen.

Julio."

Noch denselben Abend reisete er nach dem Gebirge ab. Wird man ihn lange in dieser Einsamkeit lassen? Wird der Verfolgungsgeist ihn nicht auch dort anfsuchen? Wird er sicher sein vor dem Hasse der Jünger Loyolas? Machte sich Julio über diesen Punkt noch Illusionen?

# Drittes Buch.

# Ein Pfarrhaus im Gebirge.

1.

## Aus dem Tagebuche Julios.

August 1859.

. . . Seit einem Monate bin ich nun hier in St. Aventin; das Haus ist klein und ärmlich, aber ich fühle bereits, daß ich mich eingewöhnen werde. Eine gute alte Frau, für deren Rechtlichkeit das ganze Dorf bürgt, kommt jeden Tag, um meine kleine Wirthschaft zu besorgen und mir das Essen zu bereiten. Bei meiner Einfachheit werde ich gewiß immer zufrieden sein.

Welch seltsames Geschick, daß mich wie der Sturmwind aus dem unruhigen und intelligenten Leben einer großen Stadt in das stille Dasein in einem armen Gebirgsdorfe versetzte! Aber ich klage Dich nicht an, Vorsehung. Du hast bei allen Dingen Deine Pläne und Absichten und weißt besser als wir, auf welchem rauhen oder bequemen Wege wir unsere Pilgerschaft auf Erden thun müssen.

Mein Gebirge ist so schön, ich werde es lieben. Ich kann mich da meiner Vorliebe für die Naturwissenschaften ganz hingeben. Ich weiß ja, daß die Flora der Pyrenäen eine der reichsten in der alten Welt ist. Ehe zwei Jahre vergehen, werde ich ein prächtiges Herbarium gesammelt haben. Welche Unterhaltung dann in den langen Winterabenden!

So bin ich denn in ein ganz neues Leben eingetreten, in welchem ich mich besser mit Gott, der Natur und mir selbst stehen werde: mit Gott, welcher in seiner

Güte den Wind dem Schafe zumißt, dem man seine Wolle genommen hat; mit der Natur, die alle ihre Herrlichkeiten hier ausbreitet, und mit mir selbst, da ich von den tausend Banden hier frei bin, welche das Leben draußen in der Welt um uns schlingt und ich mich ganz meinen Gedanken hingeben kann.

Mein erster Besuch galt dem Pfarrer von Luchon, der in hohem Grade gegen mich eingenommen war. In unserer geistlichen Welt begnügt man sich aber nicht, die Opfer zu verwunden, man brandmarkt sie auch gern. Der Erzbischof hat ihm wahrscheinlich über das räudige Schaf geschrieben und ihm aufgetragen, dasselbe sorgsam zu beobachten, damit es die Heerde nicht anstecke. Der Herr Pfarrer hatte denn auch bereits angefangen, seinen Auftrag auszuführen und die Pfarrer von Mamet und Cascarille zu sich beschieden. Sie sind ehemalige Mitschüler von mir. Sie grüßten mich kaum und ich sah es ihrer Verlegenheit an, daß sie, wenn sie den Muth dazu gehabt, lieber gesagt hätten, sie kennten mich nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alles, was ich thue, belauscht wird und daß ich unter der Aufsicht der hohen erzbischöflichen Polizei stehe.

Da ich hier meine geheimsten Gedanken mit voller Offenheit niederlege, so muß ich gestehen, daß ich empört bin gegen alle diese Gemeinheiten. Julio, täusche dich nicht, du wirst der Paria der Geistlichkeit von T. sein. Dieser Gedanke, der sich mir zum ersten Male aufdrängte, erfüllte mein Herz mit unsäglicher Bitterkeit. Aber die Rolle des Verfolgten ist doch immer edler als die des Häschers, der spionirt. Dieser Gedanke giebt mir meine Ruhe wieder.

Wenn der Pfarrer von Luchon in Verlegenheit ist, wie er über mein Verhalten berichten soll, werde ich ihm ausführlich alles erzählen, was ich gethan und gesagt habe. Man muß sich mit seinem Kerkermeister gut stellen, wenn man ihn auch ganz nach Verdienst würdigt.

Während ich in den Männern meines Standes eiskalte Herzen fand, scheinen meine lieben Bergbewohner sehr geneigt zu sein, ihren besten Freund in mir zu sehen. Am Tage meiner Einführung waren sie alle herbeigekommen. Nach der sehr gewöhnlichen Rede des Pfarrers von Luchon, dem der Erzbischof die Leitung dieser kleinen Feierlichkeit aufgetragen hatte, sprach ich aus dem Herzen heraus zu meiner neuen Familie und wenn ich mich nicht irre, machten meine einfachen Worte großen Eindruck auf die schlichten Menschen, die nichts wissen von dem Hasse meiner Verfolger. Der Herr Pfarrer schlug, so artig als möglich, das bescheidene Frühstück aus, das Mutter Martha bereitet hatte und er reisete ab, als müsse er die Pest fliehen. Ich benahm mich weder unbescheiden, noch kriechend gegen ihn. Manche Menschen kann man nur durch ein würdevolles Benehmen besiegen und man gewinnt sie, wenn man sie zwingt uns zu achten. Mit dem Pfarrer von Luchon hoffe ich dahin zu kommen.

Die Alten, die Patriarchen der Gemeinde, an ihrer Spitze der Maire, der halb Bürger halb Bauer ist und ein braver Mann zu sein scheint, kamen nach dem Gottesdienst von freien Stücken zu mir, um mir für meine Worte zu danken. Durch Martha erfuhr ich, daß diese kleine Demonstration ohne alle Vorbereitung erfolgte.

Offizielle Complimente hasse ich, die meiner guten Gebirgsleute kamen aus dem Herzen und thaten mir wohl. Uebrigens fürchte ich nichts. Ich habe ein unfehlbares Geheimmittel: ich werde freundlich und gütig gegen sie sein und sie werden mich liebgewinnen.

Verdelon hat mir geschrieben und ich lese Verlegenheit aus seinem Briefe. Er spricht von Louisen und von dem Glücke, mit dem er die Stätten wieder betreten, wo er Louisen das erste Mal gesehen. Ich finde in der langen Rede fast einen Heirathsantrag an meine Schwester. Alles liegt deutlich darin, nur das Wort Heirath ist nicht ausgesprochen.

So beginnen denn die ernsten Schmerzen meines Lebens. Ich hatte so süß geträumt, wie die, welche kindlich im Herzen bleiben, die geistigen Genüsse über die sinnlichen stellen und eine Liebe begreifen, welche das ganze Leben ausfüllt und doch keine Ehe ist. Ich fügte mich ohne zu großes Widerstreben in die harten Entbehrungen des Cölibats, weil ich meinte, die reinen Freuden der Geschwisterliebe würden mich für das Entbehren der Freuden des Familienlebens entschädigen. Wenn auch dieses Glück mir entrissen würde, das zehn Jahre lang meine schönste Hoffnung gewesen ist!

Wenn aber Verdelon Louisen liebte, wie sie geliebt zu werden verdient? Das scheint leider nicht der Fall zu sein, denn in dem Briefe finde ich so wenig, wie in seinen früheren Andeutungen, irgend ein Zeichen ächter Liebe; überall sehe ich die Vorsicht, die sich zu sehr zu binden fürchtet. In Clavière freilich wird er diese Vorsicht vergessen; er läßt sich lieben und das bindende Wort

wird durch Blicke ersetzt, über deren Bedeutung Liebende sich nicht täuschen.

Ja, Louise liebt Verdelon! Ich erkläre mir nun manche ihrer Worte und jene Traurigkeit, die sie bei unsrem Abschiede in Clavière nicht unterdrücken konnte. Sie nahm es sehr kalt auf, als ich ihr sagte, sie würde stets ein Asyl bei mir finden.

Welcher Schmerz, seine schönsten Hoffnungen auf immer schwinden zu sehen!

Ich Thor hatte mir ein Leben voll idealer Liebe mit dem geliebtesten Wesen auf Erden gedacht! Ich vergaß dabei, ob auch meine Schwester immer mit diesem Ideal sich begnügen werde. Ach, Louise, Du brichst das Herz des Bruders, der ein Leben ohne Dich nicht begreift!

Bin ich aber nicht sehr selbstsüchtig? Welches Recht habe ich, wenn Louise Verdelon liebt, ihr zu untersagen was ich als die höchste Unklugheit der Kirche tadele, die es mir versagt hat?

Auch wenn ihr Herz noch nicht gesprochen hätte und Verdelon bäte um ihre Hand, würde sie unempfänglich für die Stellung des Freundes in der Welt sein, welche Mädchen und jungen Frauen so verlockend erscheint? Soll ich es in meiner Selbstsucht auf mich nehmen, ihrem so berechtigen Streben ein Hinderniß in den Weg zu legen?

Wird Verdelon um ihre Hand bitten? Er weiß, wie ich von der Erbschleicherei der Jesuiten bei meiner Tante denke. Sollte dies der Grund seines Zögerns sein? Dann wäre er Louisen nicht werth und sie selbst wird das erkennen. Dann . .

Ja, ja, ich bin selbstsüchtig, in hohem Grade. Was

der Schwester das Herz bräche, wird für mich wieder eine Hoffnung. Ich schäme mich. Ach, mein Louise, sei glücklich! Und wenn mein Herz darüber brechen sollte, ich bringe Dir jedes Opfer.

Was habe ich denn auch der Schwester statt einer glänzenden Zukunft zu bieten? Dieses Pfarrhaus mit seinen Granitmauern, dieses ärmliche Zimmer, in dem das Mahl bereitet und gegessen wird, ein dunkeles niedriges Kämmerchen, wo ihre Jugend wie in einem Gefängnisse verbleichen würde und sie mir im Stillen vielleicht fluchte, daß ich sie meiner selbstsüchtigen Liebe geopfert.

Nein, der Kerkermeister der Schwester will ich nicht sein. Ich beklage mich über meine Tyrannen, weshalb sollte ich der ihrige sein?

---

## 2.

## Noch etwas aus dem Tagebuche Julios.

September 1860.

„Das Leben eines Pfarres hat auch sein Tröstliches. Ich fand bei meiner Ankunft unter den armen Leuten hier Unwissenheit und Aberglaube, jenes Erbe, das mir die Pfarrer hinterließen, welche seit zehn Jahrhunderten hier gelebt und gewirkt haben. Ich fühle, daß ich alles dies allmälig vertilgen könnte. Ich gewöhne die guten Gebirgsbewohner daran etwas zu begreifen und sie sind dankbar dafür, daß ich in höchster Einfachheit zu ihnen

rede. Ich lege ihnen nur eine Idee auf einmal vor und zeige ihnen dieselbe von verschiedenen Seiten. Ich unterrichte sie, wie man Kinder unterrichtet. Auch merke ich bereits das Vortheilhafte dieser Methode. Ich habe auf der Kanzel noch nicht ein einziges lateinisches Wort gesprochen. Das fiel den guten Leuten wohl auf und wenn sie von ihrem Pfarrer sprechen, so glauben sie ihm kein größeres Lob geben zu können als: er spricht niemals Lateinisch. Meine Belehrungen sind sehr kurz. Die Reden des Demosthenes an das geistreichste Volk der Erde dauerten nie länger als eine halbe Stunde. Wie könnten meine halbwilden Pyrenäer lange Reden aushalten!

Am vorigen Donnerstage hatten wir ein offizielles Diner in Luchon bei dem Pfarrer zur Feier des Schutzheiligen. Ich war, wie mir nicht entging, der Gegenstand großer Neugierde für Alle. Solche Gastmähler sind sonst meist sehr heiter. In den Seminarien sammeln sich viele Späße, die dann bei solchen Gesellschaften angebracht werden. Sie sind meist ziemlich plump, erregen aber lautes Lachen. Ich theilte die allgemeine Heiterkeit bei dem Festmahle, das drei Stunden währte. Man aß, trank und schrie viel. Ich saß als der Jüngste und Neuangekommene am Ende der Tafel neben dem Pfarrer von Lilienthal (Vallée du Lys), einer kleinen Gemeinde, die gleich der meinigen in einem der letzten Thäler der Pyrenäen versteckt liegt. Ich unterhielt mich mit ihm und er kam mir einfacher und wahrer vor als die meisten andern. Er ist gleich mir ein armer Verbannter, weil er sich nicht gescheut hat, da wo er Vicar war, gegen den übertriebenen Marien-Cultus und gegen das zu häufige Beichten der frommen Betschwestern zu

predigen, die den Geistlichen viel lange Stunden stehlen und doch nicht nachsichtiger gegen ihren Nächsten, nicht pflichttreuer in der Familie werden. Da zettelte man eine Intrigue gegen ihn an. Der Pfarrer, welcher den sehr Frommen spielt, sandte einen schrecklichen Bericht an den Erzbischof und schilderte ihn als Freigeist, der die heilige Jungfrau lästere. Der Vicar wurde darauf nach T. beschieden, erhielt eine Strafpredigt und mußte nach dem Gebirge gehen.

Nach dem Essen trafen wir einander im Garten und er deutete mir an, daß er gleich mir der Gegenstand einer keineswegs wohlwollenden Beaufsichtigung sei. Die Verbannten schließen sich gern und rasch an einander an. Auch wir versprachen einander, uns bisweilen zu besuchen, obgleich ein gewaltiger Bergkamm unsere beiden Thäler trennt. Bei meinen botanischen Wanderungen wird mir der Weg nicht gar lang werden und ich bedarf eines Freundes.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Hier ist in dem Tagebuche des jungen Pfarrers von St. Aventin eine Lücke von mehreren Monaten. Unter dem April 1860 erst setzt er seine Erzählung fort:

Ich erhalte eben folgendes Schreiben von dem Erzbischof in T.:

„Herr Pfarrer, die Gemeinde St. Aventin gehört zu denen, die am längsten geistlichen Beistand entbehrten. Ihr Vorgänger war ein gebrechlicher Greis, der aber nie zurücktreten wollte. Er vernachlässigte seine Heerde sehr. Nun sind die ehrwürdigen Väter Kapuziner in T. bereit überall da zu predigen, wohin sie beschieden werden, und ich habe mich entschlossen, Einen von ihnen,

den Pater Basil, nach St. Aventin zu senden. Er ist ein Mann Gottes und für Missionen auf dem Lande sehr geeignet. Er wird am Tage vor dem 1. Mai bei Ihnen ankommen, um den Marien-Monat einzuweihen. Melden Sie Ihrer Gemeinde, daß der hochwürdige Pater jeden Abend in Ihrer Kirche, den ganzen Monat lang, predigen wird und fordern Sie Ihre Leute auf, die Gnade dieser kleinen Mission zu benutzen.

„Auch hoffe ich, Herr Pfarrer, daß das Beispiel priesterlicher Tugenden in dem hochwürdigen Pater Basil dem jungen Pfarrer von Nutzen sein wird, wie ich nicht zweifle, daß der fromme Missionsprediger bei Ihnen die Achtung und Verehrung finden wird, die seinem Alter und Charakter gebührt.

„Vergessen Sie nicht, daß er im Namen Ihres Erzbischofs in Ihre Kirche kommt.“

Dieser Brief, in dem sich keineswegs das Wohlwollen eines Nachfolgers der Apostel ausspricht, erfordert keine Antwort und so werde ich denn den ehrwürdigen Pater Basil ruhig erwarten. Ich fürchte freilich, daß der fromme Mann das Unkraut kindischer Frömmelei ausstreut. Er wird indeß hoffentlich viele lateinische Brocken brauchen und sich in dem Nebel des Mysticismus verlieren, so daß nach seiner Abreise meine Gebirgsbewohner, die für die Mönche nicht eben schwärmen, das Wort des jungen Pfarrers, ihres Freundes, wieder gern hören . .“

---

## 3.

# Zwei Schuldige.

Am Tage nach dem Empfange jener schriftlichen Anmeldung des Kapuziner-Paters wurde das Pfarrhaus von St. Aventin der Schauplatz eines seltsamen Dramas.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang kam ein Mädchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren auf dem steilen Wege daher, der von Luchon nach St. Aventin führt und von da über den hohen Kamm steigt, der eine Verlängerung des Gebirges von Esquiery ist und in das Oo-Thal leitet. Das Mädchen trug die landesübliche Tracht, aber die Stoffe waren fein und der Schnitt zierlich. Sie stammte also aus einem der benachbarten Pyrenäen-Thäler. Niemand von denen, die sie sahen, kannte sie. Man glaubte sogar zu bemerken, daß sie ihr Gesicht zu verbergen suche. Sie ging sehr langsam, als trage sie schwer. Gleichwohl hatte sie nur einen rothen Regenschirm und ein kleines Packet in der Hand.

Lange blieb sie am Fuße der Höhe stehen, auf der das Dorf liegt und an welche sich die kleine Kapelle St. Aventins lehnt, die vorn offen ist und eine lange Steinbank darstellt, auf welche diejenigen niederknien, welche ihre Andacht an diesem berühmten Wallfahrtsorte verrichten wollen.

Fast immer brennen Kerzen auf dieser Bank und im Winter suchen die Vorübergehenden bisweilen Schutz vor

dem Sturme unter dem vorspringenden Dach der Kapelle. Oftmals wählt sich auch ein Armer diesen Platz und spricht die Reisenden von da aus um eine milde Gabe an.

Das Mädchen kniete lange auf dem kalten Steine wie in tiefen Schmerz versunken. Zwei Bauern aus dem Dorfe, die sie so unbeweglich sahen, hörten Seufzer und unterdrücktes Schluchzen und meinten sie erfülle ein Gelübde für eine sterbende Mutter.

Endlich stand sie auf, wankte aus Schwäche und setzte den Weg fort, auf dem kein Wanderer sich verirren kann. Die Sonne war untergegangen, als sie in dem Dorfe ankam. Ohne Jemand anzureden und ohne um sich zu sehen, ging sie nach der Thür der Kirche zu und trat hinein als sei diese Kirche das eigentliche Ziel ihrer Wanderung. Obgleich es schon spät war, achtete man nicht sehr darauf, da die Kirche von St. Aventin oft von den Wallfahrern besucht wird.

Die Leute in dem Dorfe, die vom Gebirge zurückgekommen waren, wo sie sich mit Holzfällen beschäftigen, genossen ihre Abendmahlzeit und Niemand sprach von der Fremden.

Unterdeß war es Nacht, eine sehr dunkle Nacht, geworden. In dem der Sonne nicht leicht zugängigen Theile des Thales lag noch viel Schnee, der nur auf den sonnigen Höhen in der ersten Aprilwärme geschmolzen war. Der Wind kam scharf und pfeifend von den Höhen des Oo-Sees herab und drohte mit starkem Frost. Alles war still in dem Dorfe, selbst kein Hund bellte mehr. Hier und da nur wiederholte das Echo das dumpfe und einförmige Rauschen der Fälle in dem wilden Arboust,

der sich von Felsen zu Felsen stürzt bis hinunter in das Thal über zwei hundert Klaftern unterhalb des Dorfes.

Martha hatte in dem Pfarrhause alle ihre Arbeit gethan und sich dann entfernt. Julio war allein und er gedachte nach der Kirche zu gehen, um die Thür zu schließen und Oel in die Lampe zu gießen, die vor dem Altare brennt.

Als er im Altarraume niederkniete, den das schwache Licht einer kleinen Laterne beleuchtete, glaubte er ein Gebetmurmeln und Seufzen zu hören. Er wunderte sich nicht sehr, denn nicht selten beschließen fromme Frauen nach schwerer Arbeit oder auch nach bitteren Leiden den Tag durch ein Gebet in der Stille des Gotteshauses und suchen da die Noth eines armen oder schmerzlich geprüften Lebens zu vergessen.

Als Julio die Lampe wieder angezündet hatte, die einige Augenblicke ziemlich hell das Schiff beleuchtete, sah er das Mädchen knien und sich mit den Händen an dem eisernen Gitter festhalten, welches den Chor von dem Schiffe der alten und merkwürdigen Kirche von St. Aventin trennt.

Er öffnete das Gitter, betrachtete die Fremde und erkannte wohl, daß sie Gott ein Herzeleid vortrug. Die Arme war sehr blaß und Thränen standen auf ihren Wangen.

Julio fürchtete sie im tiefen Schmerze zu stören und blieb stehen; erst nach einiger Zeit sagte er so sanft als möglich:

„Ich muß die Thür schließen; wollen Sie hinausgehen?"

„Das kann ich nicht, Herr Pfarrer; ich erwarte Jemanden hier."

Sie sprach diese Worte mit bebender Stimme, die große Unruhe verrieth. Auch wendete sie den Kopf nach der Thür, als müsse die erwartete Person jeden Augenblick über die Schwelle schreiten.

„Sie erwarten Jemand, mein Kind?"

„Ach ja, Herr Pfarrer," antwortete das Mädchen und sie begann laut zu schluchzen als breche ihr armes Herz unter dem Geständniß einer Schande.

„Trösten Sie sich, Kind. Ich bin Geistlicher und jung, aber ich weiß so gut wie ein Greis, was Schmerz ist. Vertrauen Sie mir. Wir stehen vor Gott und ich schwöre Ihnen vor diesem Altare, daß ich Sie nicht verrathen werde."

„Es ist nicht möglich, nein, Herr Pfarrer. Ich könnte Ihnen Alles sagen, es würde mich erleichtern. Ich erſticke vor Schmerz."

Nach langer Pause erst fuhr sie fort:

„Aber um keinen Preis in der Welt würde ich den nennen, welchen ich erwarte; lieber wollte ich zu Ihren Füßen sterben. Ach mein Gott, welches Unglück!"

Sie blickte noch einmal ängstlich nach der Thür und ihr Gesicht drückte die Hoffnung aus, der Erwartete werde kommen, zugleich aber auch die Furcht, Julio könne ihn erkennen.

Dann sprach sie weiter.

„Im Namen Gottes, im Namen der heiligen Jungfrau, deren Namen ich Befleckte nicht aussprechen sollte, um aller Barmherzigkeit willen beschwöre ich Sie, Herr Pfarrer, suchen Sie unser Geheimniß nicht zu ergründen.

Er . . ist nicht wie die Andern. . . Er kann unsere Liebe nicht eingestehen, Herr Pfarrer, haben Sie Mitleid mit uns. Ach Gott, vielleicht habe ich schon zu viel gesagt. Lassen Sie die Kirche noch offen und wenn wir fort sind . . ."

„Fort, mein Kind? Wohin wollen Sie in dieser finstern Nacht, bei diesem Sturme? Sie wollen nicht erkannt sein? Sie wollen nicht hier bleiben, sondern weiter gehen?"

„Nein, Herr Pfarrer, Niemand darf uns kennen. Je dunkler die Nacht, desto besser; dann sieht uns doch Niemand, wir finden uns auf dem Wege schon zurecht. Uebrigens sind wir doch beisammen und wenn wir sterben sollten . . ."

„Armes Kind, was sagen Sie? Hören Sie mich an. Ich fühle, daß ich zwei Pflichten zu erfüllen habe, die eine und zwar die dringendste, Sie zu retten und die andere, dafür zu sorgen, daß das Gotteshaus nicht zu einem profanen Stelldichein benutzt werde. Einige Augenblicke will ich die Thür noch offen lassen, aber sagen Sie mir auch, woher Sie kommen."

„Aus dem Lilienthale, von Luchon her."

„Und er?"

„Er soll über das Gebirge gehen, St. Aventin gegenüber, auf der Brücke unten über den Fluß und mich hier abholen."

„Er wird sich verirren."

„Ach nein, er kennt die Wege im Gebirge genau."

„Die Nacht ist fürchterlich und wenn der Schnee an dem Abhange Ihres Thales geschmolzen, ist es hier an der Nordseite nicht der Fall. Ein Weg ist gar nicht

mehr zu sehen und die Schneemassen werden zu Gletschern. Der Wildbach ist sehr angeschwollen. Sie erwähnen die Brücke; es ist nur ein von einem Ufer zum andern gelegter Baumstamm und von dem aufspritzenden Wasser feucht und glatt."

„Daran hatten wir nicht gedacht. Mein Gott, retten Sie ihn!"

„Am hellen Tage und wenn das Wasser seicht ist, wäre es gefährlich durch den Bach zu gehen."

„Mein Gott, was soll da geschehen? Er sollte zuerst aufbrechen und mich hier gleich nach Sonnenuntergang erwarten."

„Schon seit einer halben Stunde ist es ganz Nacht und ein Gang ins Gebirge gefährlich. Kind, es ist keine Zeit zu verlieren.

„Ich schließe die Kirchthür zu; kommen Sie mit mir in das Pfarrhaus. Ich will eine große Laterne nehmen und dem verirrten Wanderer entgegengehen. Wenn er das Licht sieht, wird er darauf zu kommen. Auch einen langen starken Strick nehme ich mit, um ihn über den Bach zu werfen. Gott möge uns beistehen!"

Julio wartete nicht auf eine Antwort, ging voraus, schloß die Thür zu und führte das Mädchen in sein Zimmer, in dem ein Feuer brannte. Dann zündete er eine Lampe an, versah sich mit großen Gamaschen und einem dicken grauen Rock, setzte einen Filzhut auf und nahm Stricke, seinen Bergstock und eine Laterne.

„Gott lohne es Ihnen!" sagte die Fremde. „Sie sind unser Retter."

Julio ging auf einem steilen Wege, der sich an

den Felsen von St. Aventin nach dem Wildbache hin=schlängelte.

„Wenn ich nur zeitig genug komme, daß der Unglückliche das Licht meiner Laterne sieht.“

Er hob sie häufig hoch empor, damit sie dem verirrten Wanderer als Signal erscheine.

Als er vielleicht noch hundert Klafter von der kleinen Brücke entfernt war, befand er sich auf einer Art Felsenvorsprung und es war ihm als höre er in der Ferne eine Hilfe rufende Stimme.

„Er ist es, der Unvorsichtige! Zu welcher Unklugheit verleitet die Liebe! In dieser Jahreszeit, in solcher Nacht sich hierher zu wagen!“

Er horchte, aber ein gewaltiger Windstoß fing sich so geräuschvoll und ungestüm in der Schlucht, daß er beinahe hinabgeschleudert worden wäre. Er mußte sich anklammern. Trotz dem Toben des Sturmes glaubte er die Stimme noch immer zu vernehmen. Wenn er weiter schritt, wenn er an das Ufer des Baches hinabzusteigen versuchte, ging er einem sichern Tode entgegen. „Aber der Unglückliche?“ fragte er sich. „Vorwärts! Es gilt einen Menschen zu retten!“

Er faßte seinen Bergstock fest und wanderte weiter. Auch gelangte er in der That zu der kleinen Brücke, die aus aus einem Balken bestand, über welchen die Bergbewohner täglich spielend hinweggingen.

Julio trat näher. Der Sturm wüthete noch immer und die Nacht war völlig dunkel. Er erschrak vor der erzürnten Natur, welche einen Menschen wie ein Sandkorn hinwegzuführen drohete. Was er gefürchtet hatte, zeigte sich als geschehen. Der Baumstamm, der als Brücke

diente, war mit Glatteis so bedeckt, daß er wie ein riesiger Krystall aussah und er glitzerte tausendfältig in dem Lichte der Laterne.

Jetzt trat eine Pause im Sturme ein und die rufende Stimme war deutlich zu hören. Es mußte der gesuchte Wanderer sein.

„Was thun?“ fragte Julio.

Er sah sich nach allen Seiten um und fand einen Stein. Den nahm er und band ihn an das eine Ende seines Strickes. Die Laterne stellte er so, daß ihr Licht an das andere Ufer fiel. Dann warf er mit aller Kraft und glücklich den schweren Stein hinüber. Das andere Ende band er an das diesseitige Ufer fest. Statt nun über die Brücke zu gehen, setzte er sich rittlings auf dieselbe, rutschte langsam auf derselben hin und hielt sich dabei an dem Stricke an. Selbst ein heftiger Windstoß konnte ihn nicht hinabwerfen, als er so über dem Abgrunde hing.

Er kam glücklich hinüber. Jenseits begannen große Schneelagerungen, aus denen hier und da große Fichtenwipfel herausragten. Den Stock hatte er in der Hand behalten und die Laterne sich vorn an den Leib gebunden. Die Oertlichkeit drüben freilich war ihm völlig unbekannt und er konnte nur hoffen, daß der Verirrte das Licht sah. Muthig schritt er im Schnee weiter, den Hang hinan. Da blieb er wieder stehen, um zu horchen.

Er hörte nichts.

„Noch höher hinauf!“ rief er sich zu.

Er stieg mit Hilfe seines Stockes weiter und bald glaubte er Spuren von einem menschlichen Fuße in dem

Schnee zu bemerken. Er folgte denselben eine Strecke weit, besah sie im Lichte der Laterne und überzeugte sich, daß sie von einem Manne herrührten, der abwärts gegangen war. Dann kehrte er um und suchte unten nach den Fußtapfen. Da hörten sie plötzlich auf. Sollte der Wanderer von hier in die Tiefe gestürzt sein?

Das schien sehr wahrscheinlich zu sein.

Er rief so laut es ihm möglich war, aber kein Laut antwortete ihm.

Es blieb sonach nichts übrig, als womöglich hinunter zu gelangen in die Tiefe der Schlucht, in die der Wanderer gefallen sein mußte.

Wie aber hinabkommen ohne ebenfalls zu stürzen?

Es galt einen kühnen Versuch und er gelang über alles Erwarten. Ohne Unfall kam Julio auf dem Schnee hinunter und da lag in der That der Unglückliche, unbeweglich. Das Herz schlug noch, wie Julio sich überzeugen konnte, aber die Glieder waren starr. Nach einigen Minuten wäre er gewiß todt gewesen.

Julio hatte eine Flasche alten Cognacs mitgenommen und er goß dem Verunglückten etwas davon ein. Auch rieb er ihm damit die Schläfe und die Hände. Bald verrieth wirklich auch eine Bewegung, gleich der eines Mannes, welcher aus tiefem Schlafe erwacht, die Wiederkehr des Bewußtseins.

Julio war ihm behilflich sich aufzurichten.

„Sind Sie verletzt?“

„Nein,“ sagte der Fremde, als er aufrecht stand. „Ich bin herabgestürzt, aber der Schnee war weich. Ich habe in der Kälte das Bewußtsein verloren und ich fühle, daß die Kräfte wiederkehren.“

„Trinken Sie noch einmal," rieth Julio, „und lassen Sie uns eilen. In St. Avatin erwartet uns ein tüchtiges Feuer."

„Tausend Dank!" antwortete der Fremde. „Wer Sie auch sein mögen, Sie sind mein Retter. Sagen Sie, wie kommen Sie mit einer Laterne in diese wilde Schlucht?"

„Ich suchte Sie."

„Mich? Dann hat sie es gesagt und Sie wissen Alles. Auch meinen Namen?"

„Nach dem habe ich nicht gefragt, so wenig wie nach dem des Mädchens. Aber wir müssen eilen und haben noch die gefährliche Brücke zu überschreiten. Warum wagten sie sich so spät in das Gebirge? Kommen Sie! Kommen Sie! Zum Erzählen ist später Zeit."

Der Fremde ging ohne große Anstrengung, an der Brücke aber, bei dem Tosen des wild an dem Felsen sich zerschlagenden Wassers erfaßte ihn der Schwindel und er erklärte, er habe nicht die Kraft, sich auf diesen von Glatteis bedeckten Balken zu wagen.

„Ich will meine Seele Gott empfehlen, gegen den ich so sehr gesündigt habe und meinen Tod hier erwarten. Nur eine Bitte erfüllen Sie mir noch: Nennen Sie mir den Namen des muthigen Mannes, der sein Leben wagt, um in dieser Wildniß mein Leben zu retten."

Nichts verrieth den Geistlichen in Julio bei der Kleidung, die er trug. Der Fremde betrachtete ihn indeß aufmerksam im Lichte der Laterne und fuhr dann fort:

„Ich glaube Sie schon irgend einmal gesehen zu haben. Ihr Gesicht, der Klang Ihrer Stimme ist mir

bekannt. Ja, ja, wir haben einander schon einmal begegnet."

Julio betrachtete ebenfalls den Mann, der in der Kraft des Lebens zu stehen und etwa dreißig Jahre alt zu sein schien. Seine Kleidung verrieth einen gewissen Reichthum. Das Gesicht war glatt rasirt.

„Ich," antwortete Julio dann rasch, „habe Sie allerdings auch gesehen. Ja, ja, Sie sind der Abbé Loubère, der Pfarrer von Lilienthal. Ich sah Sie in Luchon im Pfarrhause. Ich bin Julio, der Pfarrer von St. Aventin."

„Mein Gott, Du bist gnädig und barmherzig und sendest mir einen Geistlichen!" rief Loubère. „Geben Sie mir die Absolution. Sie kennen mein Verbrechen. Nur dies eine belastet mein Gewissen und ich gestehe es Ihnen vor Gott. Lassen Sie das arme Mädchen, der ich die Ehre geraubt habe, nach Luchon bringen. Sie ist die Tochter eines braven Mannes, des Maires von . . . Zum Glück weiß noch Niemand etwas. Niemand ahnt unsere Flucht. Das Mädchen brauchte den Vorwand, eine Tante in T. zu besuchen. Gehen Sie und setzen Sie sich Gefahren nicht länger aus. Ich fühle, daß . . . Leben Sie wohl! Mein Gott, vergieb einem armen sündhaften Priester . . ."

Er fiel in eine tiefe Ohnmacht, die der Tod zu sein schien.

Julio betete in diesem schrecklichen Augenblicke um Muth und Kraft zu Gott, hielt den armen Geistlichen, der zusammenbrach, und ließ ihn dann sanft auf einen Haufen Trümmergesteins nieder. Darauf wandte er die frühern Mittel gegen die Ohnmacht an, bis der Arme wieder zu sich kam. Er glaubte aber auch kräftige moralische Mittel anwenden zu müssen und sagte deshalb:

„Die Kräfte kehren wieder; fassen Sie Muth . . . Trinken Sie aus der Flasche und stärken Sie sich, denn über die Brücke müssen wir hinüber.“

„Ich will hier meine Sünden abbüßen durch einen schauerlichen Tod . .“

„Nein, nein, Sie dürfen nicht sterben. Denken Sie an die lebenslängliche Verzweiflung des armen Mädchens, das Sie zu sehr geliebt haben . . Verabscheuen Sie Ihren Fehltritt, aber lieben Sie immer die, welche trotz dem Schwure, der Sie an den Altar fesselte, vor Gott Ihr Weib gewesen ist. Sie müssen leben, um ihr schwere Gewissensqualen zu ersparen.“

Die Erinnerung an sein Opfer brachte eine heilsame Erschütterung in dem Priester hervor.

„Nun — so überlasse ich mich Ihrer bewunderns-würdigen Christenliebe! Möge mir Gott nur etwas Muth geben.“

Julio verlor keine Zeit. Die Wirkungen der Seele auf den Körper haben meist keine lange Dauer. Der Sturm hatte sich etwas gelegt, aber er konnte wieder-kehren und das Tosen des Baches, der von Fels zu Felsen stürzte, war grauenvoll. Julio nahm ein Tuch aus der Tasche seines Rockes und verband damit dem Geistlichen die Augen.

„Nun vertrauen Sie sich mir an,“ sagte er, „und fürchten Sie nichts. Es hat keine Gefahr für Sie oder für mich, wenn Sie meiner Weisung folgen. Ich binde Sie mit einem Stricke fest an mich. Haben wir uns rittlings auf den Balken gesetzt, der als Brücke dient, so legen Sie einen Arm um mich und mit dem andern

halten Sie sich an dem Stricke fest, der über die Brücke gespannt ist und der auch mir als Halt dient. Ich rutsche langsam auf dem glatten Balken hin und wenn Sie sich nach mir neigen, werden Sie leicht nachgezogen werden. Wenn uns in der Mitte der Brücke der Sturm auch etwas derb schüttelt, so hat es doch keine Gefahr. Der Strick hält fest."

Als alle Vorbereitungen getroffen waren und sie auf der Brücke ritten, setzte Julio hinzu:

„Nun halten Sie fest und Gott wird uns gnädig sein."

Das Unternehmen gelang über alle Erwartung und die beiden Geistlichen befanden sich bald wohlbehalten am andern Ufer. Dann wurden die Stricke gelös't und nachdem sie sich durch einen Trunk aus der Flasche gestärkt hatten, konnten sie auf dem ziemlich steil nach St. Aventin hinaufführenden Wege rasch vorwärts schreiten.

Unterwegs vervollständigte der junge Priester seine Bekenntnisse gegen Julio. Auf eine Herzensfreundschaft, auf eine reine Zuneigung, deren Gefahr sie nicht geahnt hatten, war ein verbrecherisches Liebesverhältniß zwischen dem Mädchen und dem Geistlichen gefolgt. In ihrer Leidenschaft und Gewissensangst hatten sie endlich zu fliehen versucht, um ihre Schande und ihre süßen Freuden in einer Gegend zu verbergen, in der sie Niemand kannte. . .

Am nächsten Tage, zwei Stunden schon vor dem Morgen, weckte Julio den Geistlichen, der sein Lager getheilt hatte, und brachte ihn auf den Weg nach Luchon, von wo er in seine Heimath zurückkehren sollte. Das

Mädchen verließ nach einiger Zeit das gastliche Pfarrhaus ebenfalls, ehe sie aber weiter wanderte, kniete sie in der Kirche vor demselben Gitter nieder, vor dem sie so große Angst erlitten hatte, betete und empfing von dem mitleidigen Julio im Namen Gottes Absolution.

Zuletzt sagte er zu ihr:

„Die Gnade hat nun das gereinigt, was die Leidenschaft der Liebe befleckte. Stärken Sie Ihr Herz einige Tage bei Ihrer Tante in T. und sorgen Sie dafür, daß der, welcher Ihr Geliebter gewesen ist, Ihnen ein Bruder bleibe. Bleiben Sie aber Beide fest, damit Sie von der Sinnenlust nicht überrascht werden. Denken Sie immer an Gott und Ihre Liebe wird rein bleiben."

4.

## Der Kapuziner.

Am Sonntage vor dem Beginn des Maimonats zeigte Julio seiner Gemeinde an, daß vier Wochen hindurch in der Kirche Vorträge von dem Pater Basil gehalten werden würden, den der Erzbischof zu einer Mission daher sende. Er machte die Meldung kurz, so daß seine Zuhörer errathen konnten, er selbst lege keinen großen Werth auf die angekündigten Vorträge, doch versäumte er nichts von dem, was der Erzbischof ihm aufgetragen.

Das Wort Mission übt in vielen Gegenden Frankreichs, namentlich im Süden, auf die Einwohner noch

immer eine Art Wunderkraft aus. „Man muß seine Mission gewinnen“, heißt der gewöhnliche Ausdruck und der reißt Alle mit sich fort, selbst die Indifferenten, denn sie wollen nicht mit Fingern auf sich zeigen lassen. Kein Mädchen würde einen jungen Burschen heirathen, der seine Mission nicht gemacht hat.

Der Pater Basil kam endlich mit der Post von T. in Luchon an mit einem großen Vorrath von Rosenkränzen, geweihten Medaillen, Bildern in jeder Größe und Farbe und kleinen Schriftchen. Er stieg im Pfarrhause zu Luchon ab und sprach sogleich seine Verwunderung darüber aus, daß der junge Pfarrer von St. Aventin nicht an der Post gewesen sei, um ihn zu empfangen.

„Das ist eine Folge der neuen Ideen,“ meinte der Herr Pfarrer.

„Das unglückliche Frankreich!“ jammerte der Kapuziner.

Die Haushälterin, eine große hagere Person mit thränenden Augen, die eben Wäsche ausbesserte, befahl der Köchin sofort ein Frühstück für den frommen Pater zu bereiten.

Die frische Morgenluft hatte dem Kapuziner Appetit gemacht, an dem es ihm freilich auch sonst nicht fehlte, er sprach den Würsten u. s. w. tapfer zu, verzehrte auch ein tüchtiges Stück Hammelbraten und trank fleißig von dem Weine, den man ihm einschenkte. Später nahm er auch mit Freuden eine Tasse Kaffee an, die ihm die Haushälterin anbot und die er mit einer ziemlich großen Dosis Armagnac würzte.

Nebenbei sprach man von Allerlei und der Kapuziner äußerte bei dieser Gelegenheit:

„Die Concurrenz ist leider zu groß. Die Jesuiten thun uns viel Schaden. Jetzt bauen sie wieder ein Haus wie es noch gar nicht dagewesen ist, eine Citadelle, einen Louvre, einen Vatican. Unter uns, Herr Pfarrer, nirgends zeigt sich mehr der Geist der Armuth der heiligen Stifter der Orden. Unser heiliger Patriarch verlangte, daß alles ärmlich in unsern Häusern sei. Die heilige Clara wies unerbittlich die Gelder zurück, die ihr Papst Gregor IX. zahlen lassen wollte. Die Jesuiten, die weisen kein Geld zurück. Man weiß, daß sie sich unter der Hand große Summen schenken und vermachen lassen. Sie wissen es selbst, ihnen ist kein Mittel zu schlecht. Wir sprechen das unter einander. Wir schätzen den Orden gar sehr; er hat viel Gutes, aber man muß doch auch gestehen, daß man nicht ganz mit Unrecht von ihm sagt, er greife zu sehr um sich."

„Sehr richtig, hochwürdiger Pater," entgegnete der Pfarrer. „Jedes Ding hat zwei Seiten und selbst die Sonne ist nicht ohne Flecken."

„Durch alles das wird das Verdienst des Einzelnen durchaus nicht angetastet, aber manches ist wahrhaftig himmelschreiend. Sie sind sehr klug, aber es kommt doch alles an den Tag. Zu den großen Erbschaften, die sie nächstens einstreichen werden, gehören die des Präsidenten Massol und jene der Frau von La Clavière, mit der es sehr schlecht stehen soll, so daß sie bald hergeben muß, was ihr Schwiegervater auf ungerechte Weise erwarb. Wir haben in T. bisher nur eine einzige Schenkung erhalten von der Jungfer Flotard, die vor einem Vierteljahre reich an Jahren und guten Werken starb. Gott sei ihrer Seele gnädig!"

Der Pater nahm nun noch ein Glas Armagnac nach seiner Rede, in welcher sich der Neid und die Eifersucht der geistlichen Orden gegen einander und namentlich gegen die Jesuiten deutlich genug kund gab, welche in Frankreich den andern nur die Brocken übrig lassen.

„Und wie steht es in Paris, in Rom?“

„Aus Italien haben wir schlimme Nachrichten. Alles ist dort in großer Unruhe. Die höllische Schlange, welche die weltliche Herrschaft des Papstes zu stürzen geschworen hat, ist mit den Mazzinis, Garibaldis und der ganzen Carbonari-Schaar in Bewegung. Man hegt ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft.“

„In der That! Rom hält muthig aus und steht ja unter dem Schutze Frankreichs.“

„Eben dieser Schutz ist der große Verdruß des Papstes und bringt alle Gutgesinnten zur Verzweiflung. Hat man denn die gegebenen Versprechungen gehalten? Die Romagna ist verloren und das Uebrige wird nachfolgen. Großer Gott, eine französische Armee in Rom! Sie mag einen Putsch, einen Handstreich verhindern, ja, aber würden einige Freiwillige, die man gut bezahlte — Rom ist immer noch reich — Oesterreicher und Irländer, nicht eben so gut sein als die Franzosen, die meist nichts glauben und nur dem Namen nach Katholiken sind? Mich, das darf ich wohl sagen, macht man in der Politik nicht dumm und deshalb sagte ich den Unserigen schon längst: Frankreich spielt uns noch einmal einen schlimmen Streich. Ich reiste in Angelegenheiten unseres Ordens nach Italien und blieb einen Monat lang in Rom. Soll ich Ihnen sagen was ich denke?“

Ehe er weiter sprach, trank er noch ein Glas Armagnac. Dann fuhr er fort:

„Die verfluchten Franzosen thun nichts in Rom, als daß sie den Römerinnen nachlaufen, die nur zu schwach sind. Man nennt es das Occupationscorps. Ja wohl, ja wohl! Wenn es morgen aufbricht, läßt es, glauben Sie mir, eine ganze Generation zurück, selbst in den Palästen der adeligen Römerinnen."

„Hochwürdiger Pater, Sie sprechen böswillig. Die Franzosen sollen sich ja so achtungsvoll gegen den heiligen Vater betragen und nehmen immer mit Freuden kleine Erinnerungen von ihm an, eine Medaille, einen Rosenkranz."

„So weit sind Sie gutmüthig; ihr Herz ist nicht schlecht; sie knien vor Sr. Heiligkeit, aber Abends . . .! Davon will ich nicht reden, denn etwas Neues sage ich Ihnen doch nicht. Sie werden auch nicht läugnen, daß dies schlecht ist. Der Cardinal Antonelli, der gewiß nicht auf den Kopf gefallen, wünscht, daß die Franzosen sammt und sonders tausend Meilen weit von Rom fort wären. Die österreichischen Soldaten lobe ich mir, ich sah sie früher in Bologna. Sie sind züchtig wie junge Mädchen. Aber die Franzosen, die Franzosen!"

Der Pfarrer brachte den Kapuziner wieder auf die Hauptsache durch die Frage:

„Sie glauben also, daß es schlecht gehen dürfte?"

„Sehr schlecht! Sehr schlecht! Unsere Kapuziner sagen zwar, ich sähe alles schwarz, aber sie sind ruhig in Frankreich geblieben, während ich lange in Italien war. Ich weiß es, daß es in diesem Vulkane kocht. Es wird einen furchtbaren Ausbruch geben. Es ist ja

Alles auch schon längst vorhergesagt . . . Da habe ich recht lange geplaudert, Herr Pfarrer und es wird Zeit werden, daß ich mich nach dem Dorfe aufmache, wo ich meine Mission halte. Wie ist's denn mit jenem St. Aventin? Was wissen Sie von dem Pfarrer dort? Bei dem Erzbischof steht er gar nicht gut angeschrieben."

„Er hat sich in die neuen Ideen geworfen, will die Kirche reformiren . . ."

„Du lieber Gott!"

„Seine Gemeinde ist ganz gut, sie gehört noch zu den frommen und die Alten halten die Jugend in Respect; aber es herrscht große Unwissenheit und Sie werden viel Gutes wirken, hochwürdiger Pater."

„Beten Sie, Herr Pfarrer und lassen Sie in Ihrer Gemeinde für das Gelingen der Mission beten. Empfehlen wir das arme Volk besonders der unbefleckten Jungfrau, damit sie dasselbe vor den gefährlichen Lehren des jungen Thoren, des Pfarrers, schütze. Wie Sie auch wissen, ist der Erzbischof gar nicht ohne Besorgniß wegen seiner Predigten; man fürchtet, daß er die Gemeinde mit seinen Irrthümern und Neuerungen anstecke. Das Volk ist ja so empfänglich und in Glaubenssachen muß man vorsichtig sein. Besser bleibt es immer, man schneidet ein ungesundes Glied von der Kirche ab, als daß man eine ganze Gemeinde der Ansteckung aussetzt. Der Erzbischof ist leider zu gutmüthig, zu nachsichtig mit seinen Geistlichen."

„Sehr geduldig ist er," setzte der Pfarrer hinzu. „Ich hätte den Ungücklichen, den Pfarrer von St. Aventin, lieber sonst wo, als in meiner Nähe gesehen. Er wird mir, fürchte ich, neue Unannehmlichkeiten machen.

Ich bin seit zwanzig Jahren Pfarrer hier in Luchon; wenn ich Ihnen sagen sollte, was für Noth ich mit jungen Pfarrern gehabt, was für offenkundige Aergernisse ich zu strafen, was für geheime Liebschaften ich zu beseitigen hatte! . Die hohen Posten, wie der meinige, haben ihr Angenehmes, man ist unabsetzbar und steht in einem gewissen Ansehen, hat aber auch das schwere Amt die jungen Geistlichen zu überwachen!"

„Eine schwere Aufgabe!"

„Wollen Sie zu Fuße nach St. Aventin gehen?"

„Ohne Zweifel."

„Es ist weit, weit, der Weg freilich gut, aber besser wäre es doch, Sie nähmen einen Wagen. In Ihrem Alter, Herr Pater, bei Ihrer Beleibtheit . . Und in den Thälern zieht es schauerlich . . Sie werden warm werden und sich dann erkälten . . Ihr Leben ist so kostbar für die Kirche . ."

„Wenn Sie meinen, Herr Pfarrer . ."

„Ich werde Ihnen einen Wagen besorgen lassen."

Der dicke Kapuziner, ein wahres Musterbild eines Mönchs mit Vollmondsgesicht, stieg bald in einen der schwerfälligen Wagen, die in der Nähe von Luchon gebräuchlich sind.

## 5.

# Die Liebe Louisens und Verdelons.

Louise und Verdelon liebten einander. Sie hatten es nie ausgesprochen, aber diese Liebe mußte wie jede andere ihre Phasen an Besorgnissen, Hoffnungen und Freuden durchlaufen bis sie zu dem Augenblicke gelangte, in welchem aus zwei zu vollen Herzen der unwiderstehliche Ruf kommt: ich liebe Dich!

Die beiden Liebenden befanden sich in Clavière in einem der Baumgänge in den ersten Tagen des Frühlings. Sie gingen neben einander und sprachen unter einem gewissen Zwange von gleichgiltigen Dingen.

Verdelon, der so zurückhaltende, in dem der kalte Verstand bereits so sehr vorherrschte wie in einem alten Manne, konnte dem mächtigen Reiz der Schönheit nicht widerstehen und gab unwillkürlich der magnetischen Kraft nach, die in dem Blicke eines geliebten Mädchens liegt. Es gab eine Stunde, eine für die Erinnerung seines Lebens heilige Stunde, in welcher seine Hand die Hand Louisens drückte, die Köpfe beider sich zu einander neigten, ohne daß ein vorbedachter Wille da gewesen wäre und die Lippen, das Organ der heißesten Wünsche des Herzens, einander zu dem ersten berauschenden Kusse berührten, der selbst nach langem Genusse befriedigter Liebe noch entzückt.

Das Glück läßt sich nicht beschreiben und seine Geschichte liegt in einigen sehr einfachen Zeilen. Wir brauchen uns also nicht weitläufig über die Seligkeit einer

ersten Liebe auszulassen, der Louise, liebesfähig und liebesbedürftig wie ihr Bruder Julio, mit ganzer Seele sich hingab. Zum Glücke für die ersten Herzensergießungen war Frau von Clavière mehr denn je selbst in Verdelon verliebt. Die Tage, welche der Freund Julios in Clavière zubrachte, schienen der erschöpften alten Frau, deren baldige Auflösung leicht vorauszusehen war, neue Kraft zu geben.

Die Besuche Verdelons in Clavière fanden nicht das geringste Hinderniß und doch waren sie zu selten für die verzehrende Liebe Louisens und die fast kindische Freude der alten Tante.

Der junge Advokat zeigte eine kindliche Gefälligkeit für Frau von Clavière, der damals Tournichon zu der gewohnten Spielpartie, der letzten Leidenschaft alter Frauen, ganz fehlte.

Uebrigens bestand zwischen Verdelon und Julio ein ziemlich lebhafter Briefwechsel und die Briefe aus dem Gebirge wurden ein interessantes Gesprächsthema für die drei Personen, von denen die eine nur noch durch einen schwachen Hauch mit der Erde in Verbindung stand, während die beiden Andern mit dem leidenschaftlichen Enthusiasmus und allen glücklichen Träumen der Jugend in die Welt eintraten.

Die fromme alte Frau beanspruchte nicht viel. Die Kinder müssen spazieren gehen, sagte sie. Sie ahnte gar nicht, daß ihr Gespräch einen andern Gegenstand haben könnte als die alte Tante, den Freund Julio, die Goldfische und die Blumen im Garten. Auch hatte sie Gebete zu verrichten, Rosenkränze zu beten rc., wie ihr der Pater Briffard vorgeschrieben. Um keinen Preis

in der Welt würde sie einer solchen Vorschrift ihres Beichtvaters nicht ganz genau nachgekommen sein und oft mußte sie deshalb den Spieltisch verlassen, also ein eben so großes Opfer bringen als es Louise brachte, wenn sie sich um der Tante willen die vertrauten Gespräche versagte, welche die eifersüchtige und neidische Zeit den Liebenden zu verkürzen, die Stunden in flüchtige Minuten zu verwandeln scheint.

Trotz den vielen Stunden, welche die Schicklichkeit und die Rücksicht auf die Tante den Liebenden entzog, blieben doch noch genug übrig, daß die Schwüre ewiger Liebe tausendfach von dem jungen Manne in dem Garten wiederholt werden konnten, der für Louisen das geheimnißvolle Eden geworden war, das ihr Glück umschloß.

Da das menschliche Herz vorzugsweise von dem Gedanken an die Zukunft lebt, so wurde alles zu einer glänzenden Existenz in T. für die Zeit vorbereitet, in welcher die Schwüre vor dem Altare ihre Weihe erhalten haben würden. Louise öffnete ihr Herz allen erhofften Freuden, dem Glück der Gattin und Mutter, das die Braut so gern und so glänzend vor sich zu sehen pflegt.

Verdelon war zwar auch leidenschaftlich in Louise verliebt, er gab aber doch nicht sein ganzes Herz diesem berauschenden Leben hin. Seine Pflichten riefen ihn nach T. Seine Arbeiten, sein gesellschaftlicher Verkehr zogen seine Gedanken einigermaßen ab und gaben ihm die Ruhe wieder, welche eigentlich in seiner Natur lag und die ihn nur in Augenblicken verließ, deren sich ein Mann in seinem Alter nie ganz erwehren kann.

Verdelon, ein Advokat von unbestreitbarem Talente,

fühlte auch seine Macht bereits. Eine glänzende Laufbahn lag vor ihm. Sein Herz, das allerdings einer ernsten Liebe fähig war, unterlag doch mehrmals den Versuchungen des Ehrgeizes. Louise sah in Verdelon nur den angebeteten Geliebten, Verdelon dagegen in Louise die blendende Schönheit, die vorzüglichen Eigenschaften des Herzens, den Rang der Julios, einer höchst angesehenen Beamtenfamilie, nebst der glänzenden Erbschaft, die der jeden Tag zu erwartende Tod der Frau von Clavière der Nichte sichern mußte.

---

## 6.

## Die Wissenschaft des Kapuziners.

Der Wagen, welcher den schweren Kapuziner trug, kam vor dem Hause Julios an. Es war prächtiges Wetter; im warmen Sonnenschein schmolz der letzte Schnee im Thale und verwandelte den engen Trichter desselben in eine Art Treibhaus mitten unter Gletschern und schneebedeckten Höhen, welche lange nicht zugängig gewesen waren.

Julio hatte den herrlichen Tag zu einem seiner gewöhnlichen botanischen und mineralogischen Ausflüge benutzt. Mit dem Bergstocke, ohne den man sich in dem Gebirge nicht weit wagt, in Bergschuhen und Gamaschen, im Palletot, mit der Botanisirbüchse auf dem Rücken, den kleinen Sack am Gürtel, welcher den Hammer und den Meißel barg, den letzteren zur Ab-

nahme seltener Moose an kahlen Felsen, erstieg er die Höhen bis dahin, wo der Schnee noch lag. Bei solchen Wanderungen traf er nicht selten Leute aus seiner Gemeinde bei ihren Arbeiten. Er redete sie immer freundlich an; er schmeichelte ihrer Eitelkeit dadurch, daß er sie nach allem fragte und so erfuhr er vieles über die Gegend, das Klima, die Vegetation, die Bodenbeschaffenheit, die Viehzucht und den Waldbau. Er sprach mit den Hirtenknaben und fragte sie, wie sie diese oder jene Pflanze nennten. Er richtete tröstende Worte an die Armen und Alten.

Julio schrieb deshalb an Louise, er habe eine doppelte Kanzel, die in der Kirche von St. Aventin, wo er Sontags predige, und das Himmelsgewölbe, unter dem er alle Tage predige, auf dem Felde, auf der Straße, auf den Fußwegen und auf der Schwelle ärmlicher Häuser. Er verschwieg auch nicht, daß seine fruchtbringendsten Predigten die wären, welche er unter freiem Himmel halte.

Der Mönch klopfte an die Thür des Pfarrhauses, aber Niemand antwortete. Eine Frau, die vorüberging, zeigte ihm an, der Herr Pfarrer sei ausgegangen, aber sie erbot sich auch, Martha zu rufen, welche haushalte. Der Mönch nahm dies Anerbieten dankbar an.

Marthe kam indeß nicht. Sie war bei dem schönen Wetter in den Wald gegangen, um Holz zu holen. Der leicht aufbrausende Kapuziner war nahe daran, sehr übler Laune zu werden, als Julio, mit mineralogischen Schätzen schwer beladen, von seiner Wanderung zurückkam.

„Wenn Sie in das Dorf gehören,“ redete ihn der Pater an, der den Geistlichen in ihm nicht erkannte, „so

zeigen Sie mir ein Haus, in das ich treten kann, bis der Pfarrer kommt, der abwesend zu sein scheint."

„Treten Sie ein, hochwürdiger Pater, ich bin der Geistliche."

Julio nahm einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Thür des Hauses auf.

„Sie sehen nicht so aus," meinte der Mönch.

„Warten Sie nur, das wird sich sehr bald ändern. Sie wissen ja, die Kutte macht nicht den Mönch."

„Den scheint meine Gegenwart nicht eben einzuschüchtern," dachte Pater Basil.

„Nehmen Sie Platz; ich stehe ganz zu Diensten," setzte Julio hinzu, indem er vor den verwunderten Augen des Mönchs die gefüllte Botanisirbüchse und den Leinensack mit den Steinen ablegte. Dann ging er in sein Zimmer, legte die schweren Schuhe ab, zog eine Soutane an, und kam freundlich lächelnd zurück.

„Der Pfarrer von St. Aventin hat die Ehre, sich dem hochwürdigen Pater Basil vorzustellen, denn ich glaube, Sie sind es, den mir der Herr Erzbischof angekündigt hat.

„Ich bin es, Herr Pfarrer."

Julio hieß ihn willkommen und zeigte ihm das Zimmer, das ihn erwartete. Der Pater legte da seine geweiheten Habseligkeiten ab, worauf ihm Julio Essen und Trinken anbot; der Mönch entgegnete aber, er habe bereits in Luchon gefrühstückt und wolle seinen Appetit aufheben bis zum Mittagsessen.

„Ich freue mich, Sie gastlich in meinem Hause aufnehmen zu können," fuhr Julio fort, „aber treffen wir gleich von vorn herein unser Uebereinkommen, daß in

einem einzigen Punkte bestehen kann: „jeder ist völlig frei in seinem Thun.“ Ist das Ihnen genehm?“

„Vollkommen!“ antwortete der Kapuziner, der indeß wenig daran gewöhnt war, in den ärmlichen Pfarrhäusern auf dem Lande eine solche Sicherheit des Benehmens und die Manieren eines großen Herrn zu finden.

„Wir frühstücken um zehn und halten Mittagsessen um fünf Uhr. So ist die Regel im Hause und so paßt es am besten für Frau Martha.

„Sehr wohl, Herr Pfarrer.“

„Ich habe Ihre Vorträge für alle Tage des Monats bei Sonnenuntergang angekündigt, damit Jeder noch Zeit habe, in sein Haus zu kommen und sein Abendessen einzunehmen. Es ist die einzige Zeit, in welcher die armen Leute einigermaßen frei sind. Wenn Ihre Vorträge nicht zu lang sind, wird das Ganze bald beendiget sein. Man wird Sie besser verstehen und zahlreicher erscheinen, auch werden wir so keine der Unannehmlichkeiten der nächtlichen Versammlungen zu fürchten haben, die bei der zahlreichen Jugend hier nicht immer gefahrlos sind.“

Dem Pater fiel der vornehme Ton und die verständige Sprache Julios mehr und mehr auf.

„Ja, so wird es gut sein,“ antwortete er, „bisweilen werde ich etwas lang, aber..“

„Die Kürze, glaube ich, ist eine Hauptbedingung für Ihren Erfolg, aber es steht Ihnen frei, das zu halten wie Sie wollen. Ich spreche nur offen meine Ansicht aus. In allen solchen Dingen Freiheit nach unserem Uebereinkommen. Um Ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen, werde ich bei mir anfangen.“

Er ging wieder in sein Zimmer und zog die Soutane von neuem aus. Dann erschien er in einem weiten wattirten Schlafrocke, der in dem kalten Klima nicht wohl zu entbehren war, in welchem namentlich rasche Temperaturwechsel vorkommen. Er stellte in die Mitte des Zimmers einen kleinen Arbeitstisch, auf dem er seine Steine ausbreitete, nahm aus einem Kasten ein Mikroskop und fing an, die verschiedenen Stücke, die er gesammelt hatte, zu untersuchen.

„Wir sind in mineralogischen Dingen sehr reich hier", sagte er. „Da die Pyrenäen mit den Apenninen erst gegen das Ende der Kreide=Periode emporgehoben sind, so enthalten sie fast alle verschiedenen Formationen. Diese lieben Berge gewähren mir also die ganze Geschichte der aufeinander folgenden Alter der Erdrinde und in St. Aventin bin ich in dem Mittelpunkte der Kette. Ich brauche nur dem Arboust zu folgen, zu dem Saculejo=See emporzusteigen und den Pic Espingo zu erklimmen, die nicht sehr entfernt und auch nicht gefährlich sind, weil sie gletscherfrei sind, und ich befinde mich auf dem Kamme der Gebirgskette zwischen Frankreich und Spanien.

„Oftmals hat in diesen Höhen, die 3000 Meter über der Meeresfläche erreichen, die ungeheure Kraft, welche die Erdrinde in einer Strecke von 80 Stunden durchbrach, gewaltige Kalksteinmassen emporgehoben, welche verschiedene aufeinanderfolgende Meerbecken bildeten. Diese Schichten haben noch ihre horizontale Lage, als wenn sich die Niederschläge in diesen Höhen gebildet hätten. Meist zeigt die Mitte der Kette ungeheuer dicke Granitmassen. Welche furchtbare Erschütterung muß es gewesen sein, welche die Erde so umgestaltet und eine

lange mit Wasser bedeckte Ebene in eine riesenhafte Granitwand verwandelte, die zur Rechten und Linken mit unermeßlichen Trümmern der Formationen bedeckt ist, welche sie zerbrochen hatte! Das erklärt denn auch, daß wir hier Gestein aller Art haben: schönen Granit, von dem die Bäder in Luchon gebaut sind, Sienit, Porphyr und Marmor in allen Farben. Ich will Ihnen, Herr Pater, meine heutige Ernte zeigen."

Er betrachtete jedes einzelne Stück unter der Loupe und legte es dann dem Mönch vor.

„Das ist schöner Granit," sagte er; „Orthose, Quarz und Glimmer sind in richtigen Verhältnissen darin gemischt. Da ist Schiefer, in welchem Quarz vorherrscht mit etwas Glimmer. Hier haben wir ein Stück außerordentlich reinen Quarzes aus einer mächtigen Ader, welche eine Höhe dieses Gebirges der ganzen Länge nach durchzieht. Betrachten Sie, Hochwürdiger, unter der Loupe die Feinheit aller dieser kleinen schwarzen Krystalle; sie sind krystallisirter Schwerspath. . . Ich fand ein Stück außerordentlich feingekörnten rothen Porphyrs von der Art, welche die Aegypter zu ihren großen Grabbauten, ihren Sphinxen und Götterbildern verwendeten. Ich glaube aber, daß es hier nur eine kleine Ader giebt. . . Es finden sich aber auch viele Steine, die aus Einsickerung kalkhaltigen Wassers entstanden sind. Da haben sich denn Stalagmiten in dichten Massen gebildet, die man jetzt als Marmor bricht und die wegen ihrer Halbdurchsichtigkeit und ihrer reichen Farben sehr gesucht sind. Aber, Herr Pater, ich langweile Sie wohl mit meinem Geschwätz?"

„Keineswegs, keineswegs," antwortete der Kapuziner,

in dessen Ohren Worte wie Quarz, Schwerspath, Stalagmiten klangen als rührten sie von babylonischen Inschriften her. Bei sich dachte er: ist es denn ein Wunder, daß die jungen Leute, welche die Nase in die Wissenschaften gesteckt haben, ruhmsüchtig werden, wie der heilige Augustin sagt, und in ihrem Stolze die Kirche reformiren wollen? O du heilige Unwissenheit, wie viel besser bist Du!

Der Mönch wollte indeß nicht im Schweigen verharren, das als ein bescheidenes, aber doch erniedrigendes Geständniß erscheinen konnte, daß er nichts wisse. Ein Mönch muß ja Alles wissen. Er suchte also aus einem der entlegensten Winkel seines Gehirns einige Erinnerungen aus der Lectüre der Erläuterungen Don Calmets über das Alter der Erde und über die Sündfluth und sprach zu Julio über diese Dinge wie ein ächter streitsüchtiger und rechthaberischer Kapuziner.

„Glauben Sie denn an die verschiedenen Zeitalter, welche die moderne Wissenschaft unserer Erde zuschreibt?“ fragte er Julio.

„Allerdings,“ antwortete dieser, „weil ich sie sehe und mit Händen greife.“

„Herr Pfarrer, das sind Systeme, nichts als Systeme.“

„Allerdings sind es Systeme, aber sie beruhen auf Thatsachen, also gelten sie für wahr und wirklich.“

„Das ist alles von glaubenslosen Menschen gegen die Religion erfunden worden.“

„Keineswegs, Herr Pater; die Religion hat mit dem Allem nichts zu schaffen. Welcher Zusammenhang bestände denn zwischen der Religion und dem Studium

der Erscheinungen, welche bei der Abkühlung der Erdkugel sich zeigen mußten, damit sie aus dem Zustande einer glühenden Masse zu einer Temperatur gelangte, in welcher das organische Leben der Thiere und Pflanzen möglich ist? Sie scheinen sich seltsame Vorstellungen von allem dem zu machen."

„Warum will man denn aber nicht bei der Erzählung des Moses stehen bleiben, welcher dieser Arbeit der göttlichen Macht sechs Tage giebt? Glauben Sie, Gott habe das alles nicht in einer Secunde schaffen können?"

„O ganz gewiß! Daran ist kein Zweifel, aber davon ist auch keine Rede. Es handelt sich darum, durch Prüfung der Thatsachen zu erforschen, ob Gott die Welt mit ihrer mineralogischen Rinde, ihren Pflanzen und lebenden Wesen in einigen Tagen oder in mehren Tausenden von Jahrhunderten erschaffen hat. Durch die Thatsachen wird aber nachgewiesen, daß die successive Bildung der Erdschichten sehr bedeutende Perioden in Anspruch nahm. Gegen Thatsachen läßt sich nichts einwenden. Man zählt siebenundzwanzig übereinander liegende Ablagerungen, welche nach den organischen Resten, welche sie einschließen, völlig von einander verschieden sind. Solche Studien gab es zu Moses Zeiten noch nicht."

„Die Bibel sagt aber ausdrücklich, Herr Pfarrer, die Welt sei in sechs Tagen geschaffen worden, und dies geoffenbarte Buch kann keine Irrthümer enthalten."

„Ich bedaure, Herr Pater, daß Sie nicht einsehen, wie die Bibel ein geoffenbartes Buch sein kann und doch keine genaue Physik zu enthalten braucht."

In der Bibel heißt es wörtlich: so wurde aus Abend und Morgen ein Tag. Was Morgen und Abend hat, ist ein Tag wie unsere Tage und es wäre thöricht, wenn man sagen wollte, ein Tag habe aus hunderttausend Jahren bestanden. Damit, mein werther Herr Pfarrer, wird die Wissenschaft völlig geschlagen. Wir haben die Bibel und an sie halten wir uns."

„Die wissenschaftlichen Wahrheiten und die geoffenbarten Wahrheiten sind von einander völlig verschieden. Die Bibel ist göttlichen Ursprungs in dem, was die geoffenbarten Wahrheiten betrifft, sie braucht es aber in Bezug auf die wissenschaftlichen nicht zu sein, so wenig sie im Gebrauche der menschlichen Ausdrücke unfehlbar ist. Jeder, welcher an dem heiligen Buche mitschrieb, sprach wie seine Landsleute und Zeitgenossen und entlehnte seine Redensarten und seine Bilder von denen, die damals gäng und gebe waren. Sie werden nicht behaupten wollen, daß auch alles dies göttlichen Ursprungs sei. Jeder hat nach der Grammatik, Geographie, Astronomie und Physik seiner Zeit geschrieben. Wenn der heil. Augustin sagte, der Glaube an Gegenfüßler sei eine Ketzerei, so bewies er damit die Unwissenheit seiner Zeit in der Geographie; seine vollkommene Orthodoxie in allem Uebrigen bleibt unangetastet davon. Man kann ein sehr guter Christ sein und doch eingestehen, daß Moses von der Geologie nicht soviel verstand wie Humboldt oder Elie v. Beaumont. Der heilige Gregor, der Papst, erklärte in einer seiner Predigten das Salz für eine „Mischung von Wasser und Feuer." Sie werden zugeben, daß seine Chemie eine sehr barbarische war. Berührte aber die Unwissen=

heit seiner Zeit in Sachen der Natur irgendwie die Lehren, die er vortrug?"

„Sie verwickeln sich da in gefährliche Subtilitäten, Herr Pfarrer. Die Einfalt des alten Glaubens ist viel sicherer, glauben Sie mir. Alle diese schönen Theorien benutzen die Gottlosen, um die Religion nach und nach zu zerstören."

„Herr Pater, ob wir Beide an die Lehren der modernen Wissenschaft glauben oder nicht glauben, wir ändern damit keinen Zoll an den kostbaren Entdeckungen dieser Wissenschaft. Wenn der Papst Morgen als Dogma aufstellte, die Epochen der Schöpfung hätten nur vierundzwanzig unserer Stunden gewährt, so würde darum doch kein Baccalaureus in ganz Frankreich den Lehren seiner Professoren über die Geologie entsagen."

„Wenn es der Papst erklärte, müßte man es doch glauben, um ein guter Katholik zu bleiben."

„Wenn er nun erklärte, zwei mal zwei wäre dreißig, müßte man das auch glauben, um ein guter Katholik zu bleiben?"

„Eine solche Albernheit wird er nicht erklären."

„Er wird so verständig sein auch die andere nicht zu erklären."

Julio legte unterdeß seine eingesammelten Schätze, nachdem sie etiquettirt waren, in die Kästen eines Schrankes, worin sich schon andere Schätze seiner Bergwanderungen befanden. Dann nahm er ein Pack ungeleimtes Papier, öffnete seine Botanisirbüchse und legte zwischen die Papierblätter die ersten Frühlingspflanzen, die er in Blüte gefunden hatte.

So verging der Nachmittag in dem Pfarrhause. Der junge Pfarrer hielt sich würdig an seiner Stelle und wies dem Kapuziner die seinige an.

---

## 7.

## Der Marien-Monat.

Der Pater Basil aß mit so gutem Appetite bei dem bescheidenen Mittagsmahle in St. Aventin wie bei dem Frühstücke in Luchon. Wenn Julio ihm zwei Tassen Kaffee angeboten hätte, würde er sie so wenig abgelehnt haben, wie er den alten Cognac ausschlug, der ihm geboten wurde. Die Mahlzeit war, wie die nachfolgenden, sehr heiter. Der Kapuziner schien den Wein in dem Pfarrhause vortrefflich zu finden.

Als es Abend wurde, ersuchte er Julio, ihm den Schlüssel der Sacristei zu überlassen, weil er gewohnt sei, in der Nacht in die Kirche zu gehen.

Wie wunderlich doch manche Menschen sind! Dieser Mönch, der so reichliche Mahlzeiten zu sich nahm und der nichts mehr haßte als Wasser im Weine, legte sich die schmerzlichste und schrecklichste Entbehrung auf. Er verbrachte alle Nächte in der Kirche. Da setzte er sich auf den ersten besten Stuhl, überließ sich seinen frommen Gedanken, betete und schlief auf dem Stuhle ein, wenn die Natur, der so Gewalt angethan wurde, gebieterisch ihre Rechte geltend machte. Nachdem er die Nacht in einer feuchten und ungesunden Luft verbracht hatte, erwachte er früh, vor Tagesanbruche, die Füße erkältet auf

dem Steinboden, die Glieder schmerzhaft erstarrt in der unnatürlichen Lage, betete wieder und das Blut drängte aus den erstarrten Gliedern gewaltsam nach dem Herzen und dem Kopfe.

Seine Nächte waren schrecklich. Die Stille in den alten Kirchen, die nur schwach von dem matten Lichte der Lampe auf dem Altare beleuchtet werden; das Geräusch der Mäuse und Ratten, die Nachts darin umher wandern; der gelle Schrei der Eulen, die auf den Simsen kauern und durch die halboffenen Fenster fliegen; das ewige Rauschen und Pfeifen des Windes, der an den kleinen, oft lockern oder gar zerbrochenen, in Blei gefaßten Fenstern rüttelte; das Echo der langsamen Klagen und gellen Seufzer der Tausende von Wesen, die das Auge nicht sieht, jenes Echo, das tausendfach von allen Wölbungen zurückhallt, brachte den Mönch häufig genug zum Entsetzen. Seine Träume waren grauenhaft. Oftmals wand er sich in Krämpfen wie ein Verdammter, der Schaum stand ihm vor dem Munde, als plage ihn das böse Wesen, er schlug mit geballten Fäusten auf die Bänke in seiner Nähe, rief laut und angstvoll die heilige Jungfrau um Hilfe an, erwachte dann plötzlich in der Finsterniß und pries sich glücklich, wenn ihn das Licht der Lampe daran erinnerte, daß er nicht von einem Teufel gespießt sei und nicht daliege, um auf einem glühenden Roste in der Hölle gebraten zu werden.

Die aufrechte Haltung, in der er bleiben mußte, um nicht, wie das Vieh, am feuchten Boden zu liegen, erschwerte die Verdauung seiner reichlichen Mahlzeiten, so daß sein Magen und seine Eingeweide immer gereizt waren. Ein glühender Durst peinigte ihn und der Wein,

den er in Menge genoß, um jenes Feuer in sich zu löschen, kam ihm fad und matt vor. Früher hatte er seinen Magen durch Genuß von starkem Kaffee unterstützt, aber alles wirkte jetzt nur schwach auf seine überreizten Organe; er mußte zu Branntweine greifen, zu dem schrecklichsten und stärksten Branntweine, der die Eingeweide fast zerfrißt und das Nervensystem galvanisch aufreizt.

Wenn der Pater Basil gewollt, hätte er von Visionen gleich jenen des heiligen Antonius in der Wüste erzählen können: wie der Böse, bald als reizendes junges Mädchen die üppig begehrlichen Lippen auf seine Brust drückte und seine Sinnlichkeit reizte, bald als häßliches Ungethüm sich auf ihn stürzte, um ihn zu verschlingen oder mit Ketten und andern solchen Dingen einen betäubenden Lärm machte, der den ihm so nöthigen Schlaf verscheuchte.

In dem ganzen Maimonat, den der Mönch in St. Aventin verbrachte, hatte Frau Martha das Bett nicht ein Mal zu machen, das sie für ihn zurecht gestellt. Früh freilich war der unglückliche Fanatiker wie zerbrochen. Seine dicken Backen, die am Tage roth glüheten, sahen bleifarbig und zeigten hier und da blutrothe Flecken. Die Messe erst, die er las, gab ihm einige Ruhe wieder. Der Mann mit dem naiven Glauben fand in den heiligen Mysterien die Besänftigung der Glut seiner durch Wein und Schlaflosigkeit überreizten Seele. Es giebt ja einen Gott für die Kinder, für die Schwachen und für die Irren.

Bisweilen konnte sich Julio eines tiefen Mitleids mit dem Unglücklichen nicht erwehren, wenn er ihn früh in

der Kirche sah, wo er gern, sehr früh am Morgen, am Altare sein Gebet verrichtete.

„So weit führt die Uebertreibung einer Wahrheit", dachte er da bei sich. „So bändigt dieser Mann sein Fleisch und foltert es entsetzlich in der Nacht, während er es am Tage durch starke Getränke fast bis zur Trunkenheit reizt. O ihr christlichen Fakire, wann werdet Ihr aus der Kirche verschwinden!"

Am Abende vor dem ersten Mai begann der Kapuziner seine Mission und bestieg die Kanzel. Er hatte sonst eine schöne Stimme gehabt, jetzt klang sie wie eine gesprungene Glocke und verletzte häufig durch ihre bald hohlen, bald gellenden Töne das Ohr der Hörer. Trotzdem ließ er sich nicht davon abbringen, vor jeder seiner Predigten eins der alten Lieder zu singen, die sonst auf dem Lande in Frankreich so beliebt waren. Das, welches er am ersten Tage sang, hatte den Refrain:

Komm, Du getreues Volk,
Komm her zu der Mission;
Der Herr, der Dich so ruft,
Will, daß Du Dich bekehrst.

Wenn so der dicke Mönch, dessen ungeheuerer Bauch in dem Raume der kleinen Kanzel von St. Aventin nicht Raum genug fand, seine Gesänge anstimmte, die er mit ausdrucksvoller Geberde und mit Bewegungen der Augen begleitete, welche Flammen zu sprühen schienen; wenn das Dunkel der Nacht sich allmälig auf das nur halbbeleuchtete Schiff der kleinen Kirche herabsenkte, in dessen Mitte die Frauen beisammen kauerten, während die Männer mit dem breitkrämpigen Hute in der Hand umherstanden, und Aller Blicke sich nach dem Manne

in seltsamer Kleidung, mit hochrothem Gesicht und schrecklicher Stimme richteten, wirkte ein unglaublicher Zauber. Man fragte sich unwillkürlich, ob man einem Hexensabbat beiwohne oder ob man sich in einem bescheidenen Gotteshause befinde, in welchem der Geistliche beten und lieben lehrt.

Wir wollen nicht der ganzen Reihe von Predigten des Paters Basil folgen, denn sie zeichneten sich weder durch viel Verstand, noch durch den Styl aus. Gelegentlich machten allerdings einige Blitze einer glühenden Seele auf die Zuhörer jenen lebhaften Eindruck, der einer der großen Genüsse ist, welchen die Redekunst schaffen kann. Aber dabei blieb es nicht lange. Es folgten bald genug die Gemeinplätze, die sich auf allen Kanzeln finden, zweifelhafte Geschichtchen, geschmacklose Ausrufungen und sehr häufig rohe Reden, an die selbst nicht gerade zarte Ohren nicht gewöhnt waren. Das Ganze war ein schreiendes Predigen, das auf den Geist wirkte wie auf den Magen schwere und doch nicht eben nahrhafte Speisen. Es war das alte Predigtsystem in seiner Anwendung auf die Missionen auf dem Lande, jenes jetzt verbrauchte System, das selbst viele Landgemeinden verletzt, welche ja um vieles gebildeter sind als sonst.

Julio hatte eine ganz andere Art seinen guten Gebirgsleuten zu predigen und er schrieb zu seiner Unterhaltung die Geschichte der Mission des Pater Basil auf, verzeichnete die Texte der Predigten, die gesungenen Lieder und die Geschichtchen, mit denen die Predigten des Kapuziners gewürzt waren. In seinem Tagebuche fanden wir nur einige wenige Stellen aus dieser Geschichte.

Die beliebtesten Stoffe des Mönchs waren die Hölle,

das jüngste Gericht, der Tanz, die Arbeit am Sonntage und der Rosenkranz.

Alle Mädchen von St. Aventin zitterten, wenn er mit seiner Baßstimme das Lied vom Tanze anstimmte:

Verderblicher Tanz!
Du lockest die Herzen der Menschen
Und bist du auch scheinbar unschuldig,
So zittern vor dir doch alle Heiligen,
Verderblicher Tanz.

Gottloser Kreis!
Ja, in deiner Mitte steht der Böse;
Die Tänzer sind seine Gesellschaft,
Der Tanzsaal ist sein Haus,
Gottloser Kreis!

Schreckliche Strafen
Folgen den Freuden des Tanzes.
So viel ihr im Tanze genießt,
So viel werdet ihr leiden
Schreckliche Strafen!

Seine Predigt über den Rosenkranz war die merkwürdigste von allen. Julio hatte sie größtentheils aufgeschrieben. In ihr befand sich folgende höchst merkwürdige Geschichte, die wir wörtlich mittheilen:

„Der Schutz der Jungfrau Maria ist alle denen, die sie verehren, so sicher und gewiß, daß er sich sogar auf die Thiere erstreckt. Glaubt nicht, andächtige Brüder, daß ich die Geschichte erfinde, welche ich erzähle. Sie ist vollständig beglaubiget und trug sich in einer Stadt Italiens zu. In jenem Lande ist es anders als bei uns, man verehrt nämlich die heilige Jungfrau sehr. Eine Dame dort hatte einen Papagei, der sehr klug

war, aber statt ihn schlechte Worte und Flüche zu lehren, hatte man ihn beten gelehrt: Ave Maria! Eines Tages, als der Papagei auf seiner Stange vor der Thür seiner Herrin saß, erblickte ihn ein großer Raubvogel, welcher hoch oben in der Luft schwebte, schoß herunter, faßte ihn und trug ihn vor den Augen aller Nachbarn hinweg. Aber o Wunder! Kaum fühlte der arme Vogel, daß er verloren sei, als ihm sein Lieblingsspruch einfiel und er laut rief: Ave Maria! Ave Maria! Die heilige Jungfrau erhörte auch das Gebet des Papageien, denn sobald er die schönen Worte gesprochen hatte, ließ ihn der Raubvogel los, er selbst fiel, vom Blitz zerschmettert, auf die Terrasse des Hauses herunter. Die Thatsache ist durch glaubwürdige Zeugen bestätiget und ich habe sie, andächtige Brüder, in einem Buche über die Wunder der heiligen Jungfrau gelesen."

Er fügte eine andere nicht minder merkwürdige und nicht minder beglaubigte Geschichte bei:

„Eines Tages," erzählte er, „wollte eine Frau, welche die heilige Jungfrau sehr verehrte, ohne Wissen ihres Mannes eine Wallfahrt unternehmen. Sie gedachte des Abends wieder zu Haus zu sein, aber es trat ein sehr heftiges Gewitter ein, so daß die Frau nicht heimkehren konnte. Am andern Morgen kam die arme Frau zitternd zurück. Sie erwartete einen schlechten Empfang, denn der Mann war roh. Aber, welche Ueberraschung! Er sah sie eintreten und schalt nicht; er hatte ihre Abwesenheit gar nicht bemerkt. Die heilige Jungfrau selbst hatte die Gestalt der frommen Frau angenommen und für sie die Arbeiten der kleinen Wirthschaft

besorgt, auch das Haus keinen Augenblick verlassen, bis die wirkliche Hausfrau zurückkehrte.*)"

Julio hatte Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken, wenn er an alle mögliche Folgen dieser Aufopferung der heiligen Jungfrau dachte. Er fand die Geschichte nichts weniger als erbaulich.

Nach den Großthaten Mariens sprach er von denen des heiligen Joseph und er hielt eine besondere Predigt zur Empfehlung des Joseph-Monats als eine der wunderthätigsten Frömmigkeiten.

„Man hat Euch mit Recht gelehrt, daß ein treuer Diener Mariens nie untergeht und ich sage Euch (er stellte sich dabei wie ein Athlet in seiner Kanzel auf), ich sage Euch: ein treuer Diener des heiligen Joseph geht nie unter."

Am Abend nach dieser Predigt vertheilte er an der Kirchthür ein Schriftchen über die Anbetung des heiligen Joseph zum Andenken an diese Mission, empfahl es denen, die lesen konnten, damit es Abends in jedem Hause gelesen werde.

Die Freigebigkeit des Mönchs wirkte gewaltig auf die Bauern, die nie gern geben, aber sehr gern Geschenke annehmen. Die Zuhörer fanden sich viel zahlreicher ein, als der Pater ankündigte, er werde so nach und nach andere kleine Bücher, Medaillen und schöne Bilder vertheilen.

Die Predigten dauerten fort und der Redner, den der Zulauf der Gebirgsbewohner fast berauschte, kannte keine Grenzen mehr in der Seltsamkeit seiner Legenden und der Uebertreibung seines ascetischen Wesens.

Eines Abends als er über die lauen Seelen predigte, welche Gott aus seinem Munde ausspeien werde, erzählte

*) Die Geschichte steht im dritten Theile des „Ruhmes Mariens" vom heiligen Liguori.

er von einer Nonne, die alle Tage das Abendmahl nahm, dennoch aber eines Tages von dem Teufel besessen war. Er schilderte diesen Zustand so, daß die kleine Anzahl frommer Mädchen, die häufig das Sacrament nahmen, sich entsetzten. Als endlich die Kinder sich aus der Kirche begaben, kniete Eine, die zwar sehr keusch, aber etwas schwach an Geist war, an der Kirchthür nieder und schrie laut: Ich bin vom Teufel besessen! Ich fühle es, er ist in mir, der Teufel . . der Pater muß ihn austreiben!" Und sie wand sich in schrecklichen Krämpfen

Die Arme war wie wahnsinnig.

Der hochwürdige Pater wollte die Teufelsaustreibung verrichten, aber Julio empfahl der Familie eine andere Behandlung. Das Mädchen wurde in ein Krankenhaus in Luchon gebracht, obgleich der Pater versicherte, die Sache sei sehr bedenklich und hätte von einem andern Gesichtspunkte aus als dem ärztlichen untersucht werden sollen. Es entging ihm so eine gute Gelegenheit den Teufel zu peinigen und ihn aus dem Körper der Besessenen herauszutreiben.

Julio erkannte mit seinem gesunden Sinne, daß er nur mit Mühe die religiöse Ueberaufregung werde zügeln können, die unter den unwissenden Leuten, ohne allen Gewinn für ihre Seelen, hervorgebracht worden war, wollte sich aber doch auch nicht einem Conflicte mit dem Erzbischofe dadurch aussetzen, daß er den Kapuziner fortschickte.

Er blieb der Behörde unterthänig, duldete den Mönch, der ihm aufgedrungen worden war und rächte sich nur dadurch an ihm, daß er ihn reizte, wenn er

durch Genuß alten spanischen Weines sein Gehirn erhitzt hatte.

„Sie geben sich ganz nutzlose Mühe, Herr Pater,“ sagte er z. B., „die Leute verstehen ja gar nicht, was Sie ihnen von Ihren ascetischen Lehren sagen.“

„Der Geist Gottes spricht zu den Kleinen und Unwissenden.“

„Ja, wenn man ihnen sagt was sie fassen können, wenn man sie belehrt über die Pflichten, die sie in der Familie zu erfüllen, über die Entbehrungen, die sie zu ertragen haben.“

„Die Frömmigkeit ist allen nütze.“

„Ohne Zweifel, aber die Erfüllung der Pflichten ist die beste Frömmigkeit. Die Männer, die Sie jeden Abend vor sich haben und die Sie anhören, weil Sie so schreien, sind Waldarbeiter, Hirten, Pascher, Gemsenjäger. Dem Prediger wird es schon schwer ihnen begreiflich zu machen, daß sie eine Seele von Gott empfangen haben und einmal Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müssen. Ihre Furcht vor dem Teufel ist größer als ihre Furcht Gottes und sie glauben mehr an Zauberer als an alle Missionsprediger in der Welt. Sie kommen oft und bitten, daß man ihnen eine Messe lese, nm sich an Einem zu rächen, der ihnen Schaden gethan, ihr Vieh behext haben soll und dergl. Wie es mit der Sittlichkeit steht, mag Ihnen das Sprichwort in den Pyrenäen sagen: sie ist ein sehr tugendhaftes Mädchen, sie hat nur ein Kind gehabt . . Herr Pater, sie sollte man erst zu braven und rechtlichen Menschen erziehen und dann erst zu Christen machen. Wenn Sie fort sind, werden die Leute gerade so sein, wie sie vorher waren.“

„Sie haben keinen Glauben", fiel der Kapuziner ein.
„Aber ich habe Recht", sagte Julio.
„So brauchte man gar keine Missionen."
„Ich sehe keine Nothwendigkeit."
„So sind wir Missionaire nutzlos."
„Das will ich nicht sagen."
„Ihrer Meinung nach doch so ziemlich."

Der Kapuziner trank noch einen tüchtigen Schluck warmen spanischen Weines, der an demselben Tage eingeschmuggelt worden war, stand auf, warf Julio einen vernichtenden Blick zu und ging, um über seine nächste Predigt nachzudenken.

Die Mönche halten sich für unfehlbar und zu bessern sind sie nicht.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.